

STAR TREK



**Ein Roman von
Markus Brunner**

„Alles Gute muss auch mal zu Ende gehen.“

Q

KAPITEL 2

Geboren aus Nacht und Finsternis

Oktober

2379

Am südlichen Ende der dritten großen Brücke von Dartha lag die Stadt Kimra-Suul. Im Vergleich mit der imposanten romulanischen Hauptstadt am nördlichen Ufer des Binnenmeeres wirkte Kimra-Suul eher wie ein Dorf und weniger wie eine Stadt mit einer halben Million Einwohnern. Das ländliche Ambiente verdankte die Stadt der Ausrichtung ihrer Industrie auf Agrarwirtschaft und Fischerei. Kilometerweite Äcker erstreckten sich vom Stadtrand in Richtung des Landesinneren, während das Meer vor dem Ufer der Stadt von dutzenden weißen Fischerbooten befahren wurde, die entweder den Hafen anliefen oder diesen verließen.

Tuvok hielt sich sehr gerne im Küstenbezirk von Kimra-Suul auf. Solche Orte gab es in seiner Heimat nicht, da die größten Wasservorkommen Vulkans unter der Oberfläche lagen und die wenigen Seen an der Oberfläche keine größeren Lebensformen beherbergten. Romulus – der Planet, den vor 2.000 Jahren vulkanische Flüchtlinge als ihre neue Heimat auserwählt hatten – war in dieser Hinsicht ganz anders. Deutlich mehr als die Hälfte der Planetenoberfläche war von Wasser bedeckt und die Artenvielfalt in den Tiefen der Meere übertraf jene an Land bei weitem. Aus Sicht der Flüchtlinge war es damals tatsächlich äußerst logisch gewesen, ihr unmittelbares Überleben nach der Ankunft nicht nur durch Jagd auf Landlebewesen zu sichern, sondern auch durch umfangreichen Fischfang. Und obwohl sich Romulus in den folgenden zwei Jahrtausenden zu einer fortschrittlichen, industrialisierten Welt entwickelt hatte, deren Bevölkerung ihre Nahrung auf anderem Wege produzieren konnte, besaßen Jagd und Fischerei unter den Romulanern noch immer traditionelle Werte und die Fischmärkte – wie jenen auf dem großen Hafenplatz von Kimra-Suul – hatte Tuvok bei jedem seiner Besuche gut frequentiert vorgefunden.

Im Gegensatz zu den meisten Vulkaniern war Tuvok kein Vegetarier. Viele Angehörige seines Volkes missbilligten heutzutage den Verzehr von Tieren aus ethischen Gründen. Doch eigentlich ging diese Einstellung ebenfalls auf die Beschaffenheit der Umgebung zurück, in der die Vulkanier lebten. Während die Romulaner nach ihrer Ankunft in der neuen Heimat grüne Wiesen und blaue Ozeane voller tierischem Leben vorgefunden hatten, war Vulkan seit jeher – und speziell seit dem Atomkrieg, vor dessen verheerenden Folgen die Romulaner vor 2.000 Jahren geflohen waren – recht unwirtlich. Die Populationen heimischer Wildtiere waren zu klein für die Jagd und fruchtbare

Gebiete für den Ackerbau rar gesät. Es machte auf Vulkan keinen Sinn, Tiere wegen ihres Fleisches zu domestizieren und das wenige Obst und Gemüse für deren Aufzucht zu verwenden anstatt es selbst zu verzehren. Und so ernährte sich ein Großteil der vulkanischen Bevölkerung heutzutage pflanzlich, während für Romulaner Obst und Gemüse lediglich eine Ergänzung zu Fisch und Fleisch darstellte.

Dies war nur einer von vielen Unterschieden zwischen Vulkaniern und Romulanern, die Tuvok inzwischen kennengelernt hatte und würde man alle Unterschiede dieser beiden Völker, die eigentlich denselben Ursprung hatten, umfassend auflisten, würde ihre Wiedervereinigung aussichtslos erscheinen. Ein Unterfangen, das rein sachlich betrachtet keine Erfolgsaussicht hatte. Und doch ließen sich die Differenzen zwischen Vulkaniern und Romulanern oft ganz einfach überbrücken. Die Brücke bestand in diesem Fall einfach aus einem Vulkanier, der auf einem romulanischen Markt stand und sich für die romulanischen Fischarten interessierte.

Tuvoks Interesse war keineswegs das eines Biologen, der die Fauna eines fremden Planeten untersuchen wollte, sondern absolut kulinarisch begründet. Als Kind zweier Astrozoologen hatte Tuvok in seiner Kindheit zusammen mit seinen Eltern viele Welten und Zivilisationen kennengelernt und sich den jeweiligen lokalen Gepflogenheiten angepasst. Da die Nahrungsaufnahme in vielen Kulturen Teil von Ritualen war, an denen Tuvok das Privileg hatte teilnehmen zu dürfen, war sein Gaumen schon früh an nicht-vulkanische Küche gewöhnt worden und als Gäste auf fremden Welten war es für Soziologen ein Gebot der Höflichkeit, die angebotene Nahrung zu akzeptieren, auch wenn sie tierischen Ursprungs war. Für Tuvok hatte die Verweigerung von Fisch und Fleisch daher nie eine ethische Qualität gehabt. Er empfand sie als sinnvoll auf einer Welt wie Vulkan. Aber nicht auf Romulus. Wie besagte ein irdisches Sprichwort? *Wenn du in Rom bist, verhalte dich wie ein Römer.* Die zufällige Namensgleichheit des romulanischen Heimatplaneten mit dem Gründer der irdischen Stadt Rom, ließ das Sprichwort in diesem Moment noch treffender erscheinen.

„Reisende aus Rateg kaufen niemals Fisch“, sagte eine Stimme hinter Tuvok. Er drehte sich um stand einer jungen Romulanerin gegenüber, die wie Tuvok selbst unauffällige Zivilkleidung trug. Die Uniform eines Zenturios erleichterte Tuvok zwar das Reisen von einem Planeten des Sternenimperiums

zum anderen, aber eine Kontaktaufnahme mit Botschafter Spocks Wiedervereinigungsbewegung war nur möglich, wenn er in der Öffentlichkeit kein Aufsehen erregte. Daher hatte Tuvok die Uniform gegen ein schlichtes, braunes Hemd, eine leichte Windjacke und schwarze Hosen, unter denen sein Schuhwerk nicht als Militärstiefel erkennbar war, getauscht.

„Ich stamme aus Krocton und reise niemals nach Rateg“, erwiderte Tuvok die korrekte Parole, die ihm ein Treffen mit Botschafter Spock ermöglichte. Die Romulanerin nickte zufrieden und ging wortlos an Tuvok vorbei. Er wartete bis sie den Marktplatz verlassen hatte und in eine der Seitengassen eingebogen war, ehe er ihr in gemächlichem Tempo in Richtung des Innenbezirks von Kimra-Suul folgte. Auf den Straßen herrschte um diese Tageszeit viel Verkehr, die Sonne stand nur noch knapp über dem Horizont und die Straßenlaternen schalteten sich schon ein. Tuvok musste sehr aufmerksam bleiben, um seiner Führerin in der Masse und im Spiel von natürlichem und künstlichem Licht nicht aus den Augen zu verlieren. Umso sonderbarer war es, als Tuvok ihr um eine Ecke in eine schmale aber sehr übersichtliche Verbindungsgasse zwischen zwei Hauptstraßen folgte und sie nicht mehr vor sich sah. Die Verwunderung hielt jedoch nicht lange an, denn Tuvok erkannte zwei männliche Romulaner, die eindeutig zu Botschafter Spocks Leuten gehörten. Sie lehnten an Hausmauern und gaben vor, in Zeitungen zu blättern, aber in Wahrheit hielten sie Wache. Doch was bewachten sie? Mehrere Türen, die in ältere Wohnhäuser führten, gingen von der Gasse ab und Tuvok konnte nicht feststellen, durch welche seine Führerin getreten war. Auch die beiden Wachen machten keine Anstalten, ihre Positionen zu verändern und so ging Tuvok weiter in die Gasse hinein, bis es von der Innenseite einer Tür klopfte.

Da weitere Romulaner die Gasse betraten, die bestimmt nicht zur Wiedervereinigungsbewegung gehörten, griff Tuvok ohne zu zögern an die Messingklinke der grünlackierten Holztür, drückte sie herunter und trat ein, als würde er hier ständig ein und aus gehen.

Wie erwartet wurde er auf der anderen Seite der Tür von der Romulanerin empfangen, die einen Finger auf ihre Lippen legte und auf Zehenspitzen zum Treppenhaus am Ende eines kurzen Flures schlich. Tuvok folgte ihr ebenso vorsichtig, aber aufgrund seines höheren Gewichts knirschten die Holzdielen unter seinen Füßen. Die Romulanerin wirkte jedoch nicht besorgt und als sie den gefliesten Boden des Treppenhauses erreichten, deutete sie nur in

Richtung Kellertreppe. Tuvok verstand, dass sich ihre Wege hier trennen würden. Sie wartete, bis er die ersten Stufen hinter sich gebracht hatte, ehe sie kehrte und das Haus auf demselben Weg verließ, wie sie es betreten hatte. Tuvok stieg indessen hinab in ein düsteres, kleines Kellerabteil, das nur von einer Notlampe erhellt wurde, deren Lichtschein auf einen rußbedeckten Boden und von Spinnweben verhangene Betonwände fiel – und auf eine große Stahltür, die wie der Eingang zu einem Luftschutzbunker wirkte. Die Tür war von innen verriegelt, stellte Tuvok fest, als er vergeblich versuchte, das große Rad an der Tür zu drehen. Wer immer hinter der Tür stand, musste nun aber bemerkt haben, dass Tuvok anwesend war und dennoch gab es keinen Hinweis darauf, dass die Tür von der anderen Seite geöffnet werden sollte. So entschloss sich Tuvok, einfach anzuklopfen, doch seine Faust verharrte kurz bevor sie auf das Metall schlug, denn ihm war eingefallen, dass die Romulanerin vorhin in einem bestimmten Muster gegen die Tür geklopft hatte. Bis jetzt hatte Tuvok gedacht, das Klopfen hätte nur dem Zweck gedient, Tuvok auf die Haustür aufmerksam zu machen, aber nun vermutete er, dass die Romulanerin ihm gleichzeitig einen Code mitgeteilt hatte, der ihm den Zugang zum Bereich hinter der Kellertür ermöglichen sollte.

Tuvok imitierte den Rhythmus des Klopfens. Einmal. Dann zweimal schnell hintereinander. Und noch zweimal schnell. Ihm entging die Symbolik natürlich nicht: Der Rhythmus entsprach der Fingerstellung des vulkanischen Grußes: ein ausgestreckter Daumen, Zeige- und Mittelfinger nebeneinander und davon weggestreckt Ringfinger und kleiner Finger nebeneinander. Jene friedvolle Geste, mit der Tuvok von einem hünenhaften, vollbärtigen Romulaner begrüßt wurde, der die schwere Tür zur Seite schob und ihn eintreten ließ. Erst als er die Tür wieder hinter Tuvok zugezogen und verriegelt hatte, sagte er die dazugehörigen Grußworte: „Langes Leben und Frieden, Tuvok.“

„Friede und langes Leben, Rulal“, entgegnete Tuvok. „Ich muss gestehen, die neuen Sicherheitsvorkehrungen beeindrucken mich.“

„Vielen Dank“, sagte Rulal, der sich aufrichtig über Tuvoks Kompliment zu freuen schien. „Wir mussten auf Kovals Absetzung als Tal'Shiar-Direktor reagieren, haben unseren Haupteingang verlegt und eskortieren Besucher hierher.“

Rulal geleitete Tuvok durch ein Loch in der Wand des Luftschutzbunkers in ein unterirdisches Gewölbe. Im Gegensatz zu jenem auf Myrella war diese Höhle natürlichen Ursprungs. Es gab unterhalb der landesinneren Bezirke von Kimra-Suul ein regelrechtes Höhlennetzwerk und nur wenige Keller, die tief genug reichten, um einen Zugang zu ermöglichen. Seit Tuvoks letztem Besuch war der Haupteingang verlegt worden und er hegte keinen Zweifel, dass der frühere Zugang von Rulal permanent versiegelt worden war. Der romulanische Hüne war für Botschafter Spocks Untergrundbewegung das, was einem Sicherheitschef am nächsten kam und er kam seiner Aufgabe sehr gewissenhaft nach. Das musste er auch, speziell in solch unsicheren Zeiten wie diesen.

„Gab es seit Kovals Absetzung irgendwelche Zwischenfälle?“, fragte Tuvok.

„Bislang nicht“, sagte Rulal und klang erleichtert. „Aber es wundert mich auch nicht. Kovals Nachfolger wird Wochen brauchen, um sich einen Überblick zu verschaffen oder gar Änderungen in den laufenden Geheimdienstoperationen durchzuführen. Mit ein bisschen Glück wird es noch sehr lange dauern, bis jemand dahinterkommt, dass Koval die Wiedervereinigungsbewegung gedeckt hat. Bis es soweit ist, sind wir sicher kein vorrangiges Ziel für den Tal'Shiar. Unsere Bewegung floriert auch ohne Plakate, Handzettel oder öffentliche Kundmachungen prächtig.“

Rulal übertrieb nicht. Koval hatte in den vergangenen Jahren aktiv dabei geholfen, Spocks Idee der Bevölkerung des Sternenimperiums zu vermitteln. Sie hatten unbeachtete aber effiziente Wege der Informationsverteilung ausfindig gemacht. Gegenwärtig war es nicht vermessen zu behaupten, dass sich zumindest jeder Romulaner der Existenz der Wiedervereinigungsbewegung bewusst war. Die Einstellungen zu ihr variierten natürlich noch beträchtlich. Auf der einen Seite stand das Extrem des Anschlusses an die vor 2.000 Jahren aufgegebenen Heimat. Auf der anderen Seite stand die Loyalität zum unabhängigen romulanischen Staat, deren Förderung sich die Praetoren und Senatoren seit Gründung des Sternenimperiums verschrieben. Und doch ließ sich laut Botschafter Spocks persönlicher Aussage in der romulanischen Gesellschaft ein gewisser Wandel wahrnehmen. Konservative, staatstreue Romulaner erkannten, dass die Wiedervereinigung von immer mehr Romulanern diskutiert wurde. Dass Romulaner und Vulkanier – letztere als Teil der Föderation – vor wenigen

Jahren Seite an Seite gegen das Dominion gekämpft hatten, führte dazu, dass die Vulkanier nicht mehr für pazifistische Traumtänzer gehalten wurden und ihre Logik fand durchaus Anerkennung.

Die Romulaner waren nie der vulkanischen Philosophie der Logik gefolgt und hatten fast 2.000 Jahre nur aus der Entfernung beobachtet, welche Ergebnisse sie hervorbrachte, ohne die Weisheit dahinter zu verstehen. Der Dominion-Krieg – so verlustreich und schrecklich er auch gewesen sein mochte – hatte zumindest vorübergehend dafür gesorgt, dass das romulanische Volk einen von Propaganda und Desinformation ungetrübten Blick auf ihre Verwandten vom Planeten Vulkan werfen konnte. Und was sie gesehen hatten, hatte vielen so gut gefallen, dass sie auch nach dem Ende des Krieges mehr in Erfahrung bringen wollten und hier kam Botschafter Spocks Organisation ins Spiel, die dieses Bedürfnis zu einem gewissen Grad befriedigen konnte.

Einige Meter voraus erkannte Tuvok schon anhand des hellen Lichts, dass sie sich der Haupthöhle des unterirdischen Labyrinths näherten. Die anderen Höhlen, die er und Rulal seit Verlassen des Bunkers betreten hatten, waren nur durch einzelne Fusionslampen erleuchtet und von wenigen Romulanern bewacht worden. An der hell erleuchteten Öffnung, der sie sich nun näherten, standen aber mehr als dreißig Romulaner, die ihre Waffen – Disruptor-Gewehre aus alten Militärbeständen, die von Koval aufgetrieben worden waren – einsatzbereit hielten, während sie gleichzeitig Botschafter Spocks Worten lauschten, die durch Lautsprecher verstärkt aus der Haupthöhle drangen.

„Wir zeichnen gerade eine Rede des Botschafters auf“, erklärte Rulal. „Sie wird aber nicht mehr lange dauern, er wird dann gleich Zeit für Sie haben.“

Tuvok nickte zustimmend. Ihm war es sogar sehr recht, dass er die Gelegenheit erhalten würde, die Worte zu hören, die Spock für gewöhnlich an Romulaner richtete. Auch hoffte Tuvok darauf, dass Spock seine Ansprache vor Publikum hielt, so konnte er beobachten, wie die Romulaner auf Spocks Ideen und Vorschläge reagierten. Eiferten sie ihm bereits nach, indem sie stoisch und nach außen hin emotionslos blieben? Oder zeigten sie ihre Reaktionen offen, begegneten Spocks Worten kritisch und besprachen sie noch während der Rede?

Als Tuvok die Haupthöhle betrat blieb er am Fuße eines flachen Abhangs stehen, an dessen unterem Ende Spock auf einem einfachen Sessel saß.

Unmittelbar vor ihm am Boden stand ein kleines Richtmikrofon, das auf ihn ausgerichtet war. Wie Tuvok erhofft hatte, sprach der ältere Vulkanier aber nicht nur für die Aufzeichnung, sondern auch an anwesende Romulaner, die dicht gedrängt auf dem Abhang wie auf einer Tribüne saßen. Und es waren nicht nur ein paar Dutzend oder einhundert Augenpaare, die auf Spock gerichtet waren, sondern tausende.

Es war unmöglich, sich durch die sitzende Menge vor Tuvok durchzuarbeiten oder seitlich an ihr vorbeizugehen. Überall, rund um Spock herum, war kein Flecken Erdboden mehr zu erkennen. Die Zahl der Zuhörer ließ sich daher schwer abschätzen, aber Tuvok ging von zumindest fünftausend aus, die sich an einem späten Nachmittag eines romulanischen Werktags in die Höhlen von Kimra-Suul begeben hatten, um von einem Vulkanier zu lernen.

„Es ist eine unleugbare Tatsache“, setzte Spock seine Rede fort, „dass sich die romulanische Gesellschaft in den letzten elf Jahren gewandelt hat. Als ich einstmals auf Romulus eintraf, um dem stolzen Volk der Romulaner die Lebensweise ihrer Verwandten auf Vulkan näherzubringen, gab es unüberwindbar scheinende Barrieren. Die größte Barriere, so stellte sich heraus, waren jedoch nicht die Einschränkung der Meinungsfreiheit und die Verfolgung politisch Andersdenkender, sondern das romulanische Herz. Es schlägt stark für das Land, das eine verzweifelte Gruppe von Flüchtlingen vor zwei Jahrtausenden betreten hatte. Genauso stark schlägt es für die Kultur, die sich auf diesem Land unabhängig entwickelt hat, in Abgeschiedenheit, hinter Mauern, die keinen Einfluss von außerhalb zugelassen haben.“

Doch diese Mauern bröckeln. Der Beweis befindet sich hier, in dieser Höhle. Ich blicke in die Gesichter tausender Romulaner. Jedes Geschlecht, jede Altersgruppe und jeder soziale Status ist in dieser Höhle vertreten und diese Tatsache beweist, dass selbst eine solche Barriere zu überwinden ist.“

Spock unterbrach sich kurz und ließ seinen Blick über die versammelte Menge schweifen, wie um seine Worte zu untermauern. Trotz der großen Distanz spürte Tuvok, wie Spocks Blick auch ihn streifte.

„Zugegeben: Ich sehe auch viele fragende Gesichter und manche sind sogar von Furcht erfüllt. Für die meisten Romulaner, die hier versammelt sind, wäre vor einigen Jahren allein der Gedanke an eine Wiedervereinigung mit Vulkan blasphemisch gewesen und immer noch muss man Konsequenzen fürchten, wenn man sich in der Öffentlichkeit zu diesem Gedanken bekennt. Angst ist

die treibende Kraft hinter diesem Stigma. Angst davor, die eigene Identität zu verlieren, die Einzigartigkeit der romulanischen Kultur. Bedeutet eine Wiedervereinigung mit Vulkan die Aufgabe der romulanischen Lebensweise? Die Abschaffung romulanischer Tradition und Werte? Oder gar zwangsweise Umerziehung, wie es die Propaganda des Senats und des Militärs behauptet? Keineswegs! Denn was ich auf Romulus zu erreichen versuche, ist keine Umwandlung von Romulanern in Vulkanier. Mein einziges Ziel ist es, den Romulanern die Lebensweise der Vulkanier verständlich zu machen. Zu erklären, warum Vulkanier ihre Gefühle für sich behalten und ihr Leben nach den Geboten der Logik gestalten. Mein Ziel ist es, dass eines Tages Romulaner nach Vulkan und Vulkanier nach Romulus reisen können, sich dort aufhalten, die Leute kennenlernen und in ihnen keine Fremden sehen, sondern Wesen, die das gleiche, grüne Blut teilen ... und die gleichen spitzen Ohren.“

Etwas Gelächter erklang in der Menge und Spocks wohlwollendem Nicken zufolge hatte er eine solche Reaktion auch beabsichtigt. „Romulaner und Vulkanier sollen sich zu Wesen entwickeln, die sich auf beiden Welten heimisch fühlen können, die ihre Besonderheiten bewahren, ohne als Sonderlinge aufzufallen. Ich glaube zutiefst daran, dass eine solche Ausgewogenheit möglich ist, denn meine Existenz allein ist der Beweis für ihre Möglichkeit. Wer mich betrachtet, wie ich hier sitze und wohlartikulierte und sachliche Worte an Sie richte, würde ohne zu zögern annehmen, dass ich ein Vulkanier sei. Aber das ist nur die halbe Wahrheit. Wie viele von Ihnen wissen, bin ich nur zur Hälfte Vulkanier. Meine Mutter war ein Mensch von der Erde und wengleich der Vergleich auf Romulus verpönt ist, kann ich doch mit Gewissheit sagen, dass sich Menschen und Romulaner sehr ähnlich sind.“

Zu Tuvoks Überraschung blieben laute Proteste aus, nur eine leichte Unruhe erfüllte die Höhle, die während Spocks wohlgeählter Pause aber rasch verebbte. Als wieder völlige Ruhe eingetreten war, sprach Spock weiter: „Wie die Romulaner sind auch die Menschen sehr widersprüchliche Wesen. Sie leben ihre Emotionen aus und sind dennoch fähig, gleichermaßen unvernünftig und völlig logisch zu handeln. Die Vulkanier sind seit über 300 Jahren mit den Menschen alliiert und noch immer gibt das Verhalten der Erdenbewohner vielen Vulkaniern Rätsel auf. Vor vielen, vielen Jahren erging es mir genauso. Ich wuchs auf Vulkan auf, wurde erzogen wie ein Vulkanier. Trotz meiner von der Erde stammenden Mutter begriff ich die menschliche

Natur – *meine* menschliche Natur – erst als ich Vulkan verließ und in der Sternenflotte zusammen mit anderen Menschen diente. Ich blieb stets, vor allem anderen, ein Vulkanier, doch ich war permanent den Einflüssen menschlicher Verhaltensweisen ausgesetzt. Ich wurde von ihnen langfristig, auf subtile Weise nach und nach infiziert, bis ich erkannte, dass diese Infektion nur etwas in mir hervorgerufen hatte, was schon immer vorhanden gewesen ist: meine menschliche Seite. Ich habe es geschafft, meine beiden Hälften – menschlich und vulkanisch – miteinander in Einklang zu bringen, ohne aufzuhören Vulkanier zu sein. Und deshalb bin ich überzeugt, dass ich mit kleinen, ständigen Injektionen vulkanischer Philosophie und vulkanischer Kultur auch die Romulaner infizieren kann, bis sie erkennen, dass in jedem von ihnen auch ein Vulkanier steckt.

Vergleiche ich diesen Vorgang metaphorisch mit medizinischen Vorgängen, so sei jedoch gesagt, dass sich dieses Ziel nicht mit einer Spritze lösen lässt. Glücklicherweise bin ich – um es in Anlehnung an die Aussage eines alten Freundes auszudrücken – Botschafter und kein Arzt. Meine Werkzeuge sind Worte und keine medizinischen Instrumente. Als Botschafter vertrete ich Interessen und ich bin dankbar dafür, seit elf Jahren Ihre Interessen vertreten zu dürfen und empfinde großen Stolz bei dem Gedanken, dass meine Worte so viele Romulaner erreichen. Meinen Dank dafür.“

Wie eine Einheit erhob sich die Menge und applaudierte frenetisch, so dass Tuvok sogar kurz fürchtete, die Höhlendecke könnte anfangen zu bröckeln. Spock nahm den Beifall mit Gelassenheit auf, blieb weiter auf seinem schlichten Sessel sitzen und deutete eine leichte Verneigung an. Es dauerte Minuten, bis der Applaus abflaute, sich die Zuhörerschaft auflöste und in drei verschiedene Richtungen die Haupthöhle verließ, zweifellos in Richtung dreier bewachter Ausgänge. Wenn Tuvok Rulals Sicherheitsvorkehrungen richtig einschätzte, würden viele der Zuhörer noch Stunden unterirdisch verbringen, denn solch große Menschenmassen konnten natürlich nicht auf einmal in die Stadt zurückkehren ohne dabei aufzufallen.

In der Mitte der Höhle hatte Spock inzwischen Gesellschaft bekommen. Einige Romulaner hatten einen langen, aufklappbaren Tisch aufgestellt und arbeiteten an dem Richtmikrofon, das Spocks Stimme nicht nur verstärkt, sondern auch aufgezeichnet hatte. Als Tuvok gefolgt von Rual nähertrat, erkannte er, dass der Speicherchip des Aufzeichnungsgeräts entfernt wurde

und ein kleines Computer-Terminal Kopien herstellte. Kaum spuckte es einen neuen Chip aus, wurde dieser von einem anderen Romulaner in ein vorbereitetes, schwarzes Säckchen gesteckt, das vom nächsten Romulaner in der Reihe in die Innenseite einer unauffälligen Aktentasche eingenäht wurde. Das Säckchen bestand offenbar aus einem Material, das die Routinescans an den Raumhäfen nicht durchdringen konnten. Die Kuriere, die am Ende der Arbeitsreihe die fertig präparierte Aktentasche entgegennahmen, konnten die Aufzeichnung von Spock Rede unentdeckt in alle Winkel des Sternenimperiums bringen, wo sie von Tausenden, Hunderttausenden oder gar Millionen gehört wurde. Die Wiedervereinigungsbewegung hatte eine einfache und doch effiziente Methode gefunden, die Ideen ihres Gründers und Anführers zu den anderen Welten des Reichs zu transportieren.

Am hinteren Ende des langen Tisches fiel Tuvok ein Stapel weißer Papierseiten auf, von denen einige ebenfalls gelegentlich in die eine oder andere Tasche gesteckt wurden. Als er näherkam erkannte Tuvok, dass jeweils rund fünfzig Seiten lose mittels Klebebindung miteinander verbunden waren, aber das Papier selbst war nicht bedruckt.

„Sie müssen es unter die Spiroid-Lampe halten“, sagte Spock, der lautlos hinter Tuvok getreten war. Der ältere Mann nahm den kleinen Metallstab, der neben dem Papierstoß lag, in die Hand, wischte mit dem Daumen über einen verborgenen Schalter worauf der Stab begann, von innen heraus zu glühen. Wärme schien durch diesen Vorgang nicht freigesetzt zu werden, aber gelbliches Licht wurde abgestrahlt, das auf das Papier fiel und dort eine erstaunliche Wirkung ausübte. Zuerst erschienen auf dem makellos wirkenden obersten Blatt des Stapels dunkle Flecken, die sekundlich an Größe gewannen und schließlich als romulanische Buchstaben erkennbar wurden. Tuvok kannte ähnliche Methoden, um mit Spezialtinte aufgetragenen Text auf Papier mittels Licht sichtbar zu machen. Doch eine Methode, um sehr kleingedruckten Text auf sichtbare Größe anwachsen zu lassen, war ihm bislang noch nicht untergekommen. „Ein Trick, den ich einst auf der Terratin-Kolonie kennengelernt habe.“

Tuvok suchte in den hintersten Winkeln seines Gedächtnisses, aber er hatte ganz sicher noch nie von dieser Kolonie gehört.

Darauf angesprochen erwiderte Spock: „Das wundert mich nicht. Man kann sie leicht übersehen.“ Die Feinheiten des unterschwellig vulkanischen

Humors waren selbst für gebürtige Vulkanier oft schwer verständlich, aber Tuvok hatte den Eindruck, dass sich Spock sehr über seine eigene Anmerkung amüsierte.

Tuvok dachte nicht länger darüber nach und las die Worte, die auf dem Papier erschienen waren: „Der Ursprung zweier Kulturen – was Romulus und sein Volk auch nach der Zeit des Erwachens mit der alten Heimat verbindet.“

„Es ist eine Studie, die ich schon vor vielen Jahren verfasst habe. Eine Art Leitbild für meine Mission hier auf Romulus. Ich gestattete meinen ersten Gefolgsleuten sie zu lesen, ohne die Konsequenzen zu erahnen. Sie übersetzten die Studie in alle drei romulanische Dialekte, vervielfältigten sie und begannen mit der heimlichen Verteilung. Die Studie wurde zu einem Manifest der Wiedervereinigung und wird überall dort gelesen, wo auch meine Reden gehört werden.“ Spock hielt die Lampe auf den unteren Teil des Blattes und noch größere Buchstaben wurden sichtbar. „Der ursprüngliche Titel wurde allerdings für zu sperrig gehalten, weshalb das Dokument heute allgemein unter diesem Namen bekannt ist.“

„Spocks Welt“, las Tuvok laut vor. „Ein eingängiger Titel.“

„Egozentrisch“, widersprach Spock.

„Sie haben ihn nicht selbst gewählt“, gab Tuvok zu bedenken. „Er wurde dem Manifest in Anerkennung Ihrer Leistungen verliehen und diese Tatsache verstärkt meinen Eindruck, den ich während Ihrer Ansprache gewonnen habe: Ihre Gefolgsleute verehren Sie.“

„Ich habe nie nach Verehrung gestrebt“, sagte Spock. „Als ich nach Romulus kam, war ich lediglich auf der Suche nach Leuten, die bereit waren, mir zuzuhören.“

„Es muss an Ihrer menschlichen Seite liegen, Botschafter. Erfahrungsgemäß haben Menschen ein besonderes Talent dafür, das zu bekommen, was sie gar nicht anstreben.“

„Ich wage nicht, Ihnen zu widersprechen, Tuvok“, erwiderte Spock und diesmal ließ er ganz bewusst seine menschliche Seite in den Vordergrund treten und lächelte ganz offen. Das Lächeln dauerte nicht lange, der Zeitraum war bewusst gewählt und Tuvok bewunderte den Botschafter dafür, wie leicht es ihm fiel, seine beiden Wesenshälften in Einklang zu bringen. Vermutlich gab es für die Wiedervereinigungsbewegung kein besseres Sprachrohr, als diesen Mann, dessen pure Existenz von der Möglichkeit der Vereinigung

zweier Lebensweisen zeugte. „Wie dem auch sei“, fuhr Spock fort. „Ich vermute, Sie sind nicht nach Romulus zurückgekehrt, um meinen Worten zu lauschen.“

„In der Tat. Könnte ich mit Ihnen vertraulich sprechen?“

Spock nickte und führte Tuvok in die benachbarte Höhle, während er zugleich Rulal zu verstehen gab, er solle zurückbleiben. Als die beiden Vulkanier unter sich waren, erzählte Tuvok von seinem Treffen mit Koval und Admiral Janeway und der Entscheidung, die sie gemeinsam getroffen hatten.

„Ein ehrgeiziges Unterfangen“, kommentierte Spock. „Wie planen Sie im Detail vorzugehen?“

„Koval kontaktiert über mich und einen weiteren Boten seine engsten Verbündeten. Sie haben großen Einfluss und wenn es gelingt, sie zum Handeln zu bewegen, können sie Hirens Amtszeit als Praetor innerhalb weniger Wochen zum Scheitern bringen. Vorrangig zielen wir auf eine möglichst flächendeckende Sabotage des Güterverkehrs. Zusätzlich stehen die Remaner auf unserer Seite, die bereits damit begonnen haben, den Dilithiumabbau zu drosseln.“

„Ich hörte bereits von vereinzelt Arbeitsniederlegungen auf Remus“, sagte Spock. „Und auch von gewaltsamem Vorgehen gegen die streikenden Arbeiter. Es soll viele Tote gegeben haben.“

Tuvok musste die Berichte bestätigen. Es gab keine Beschönigung für das, was auf Remus derzeit geschah. Die einzige Rechtfertigung, die ihm einfiel, lautete: „Es war die Idee des remanischen Anführers selbst. Sein Volk erbringt diese Opfer jedoch ohne zu zögern und sie bewirken auch etwas. Die zivile Stromversorgung auf den meisten Planeten des Sternenimperiums ist von dem auf Remus abgebauten Dilithium abhängig. Einigen Kolonialwelten ist das Dilithium bereits ausgegangen und sie müssen mittels gefährlicher Quantensingularitätsreaktoren mit Strom versorgt werden. Reaktoren, die die Reichsflotte aus ihren Raumschiffen ausbauen musste, weswegen auch die Stimmung in den Reihen des Militärs umschlägt. Selbst Hirens Versprechen künftiger militärischer Dominanz kann die Unzufriedenheit über die aktuellen Missstände innerhalb der romulanischen Grenzen nicht langfristig vertreiben.“

Spock nickte zustimmend. „Kriegszeiten sind Zeiten großer Entbehrungen. Mit dem Ende des Dominion-Krieges vor vier Jahren stellte sich das romulanische Volk auf eine Verbesserung ein. Sollte sich die Lage aber weiter verschlimmern, könnte Hirens Zeit als Praetor bald abgelaufen sein.“ Spock

und Tuvok passierten mehrere Stalagmiten, die am Rand der Höhle aus dem Boden zu wachsen schienen, und folgten dem Ufer eines kleinen Teiches – nicht mehr als eine größere Pfütze – als Spock nachdenklich hinzufügte: „Mit Hiren müssten konsequenterweise auch alle Mitglieder des Fortführungskomitees zurücktreten, die ihn gewählt haben. Das ist ein gefährlich großes Machtvakuum, das Koval ausfüllen möchte. Ist sein Rückhalt durch die Senatoren tatsächlich stark genug?“

„Das wird von Shinzon – dem remanischen Anführer, den ich vorhin erwähnt habe – abhängen. Er wird unter Kovals Anleitung sehr einflussreiche Unterstützer kontaktieren. Berühmte Persönlichkeiten, doch sie stellen bei weitem nicht die Mehrheit im Senat. Aber vielleicht ist ihr Einfluss groß genug, um zumindest die Mehrheit im neu zu bildenden Fortführungskomitee zu stellen und Koval zum Praetor wählen zu können. Es sind keine direkten Wege, sondern dunkle Pfade, die wir einschlagen müssen, um unsere Ziele zu erreichen. Das ist eine Gemeinsamkeit von Geheimagenten und Politikern. Und wahrscheinlich ist das der Grund, warum ich mein Leben trotz anfänglicher Zweifel bereitwillig für Kovals Sache aufs Spiel setze.“

Der andere Grund, den Tuvok nicht erwähnte, war natürlich Admiral Janeways geheimer Plan, die inhaftierten Mitglieder der ehemaligen Voyager-Besatzung zu befreien und für sie innerhalb der Grenzen eines von Koval geleiteten Sternenimperiums eine neue Heimat zu sichern. Noch immer plagten ihn die Erinnerungen an den fast zwei Jahre zurückliegenden Gerichtsprozess und die Frage, ob er hätte mehr tun können, um seinen Schiffskameraden die Haft zu ersparen. Er würde sich selbst diese Antwort für immer schuldig bleiben. Aber wenn er Admiral Janeway bei der Umsetzung ihres Plans half, dann hatte er zumindest die Gewissheit, dass er alles getan hatte, um seine Kameraden aus der ungerechtfertigten Haft zu befreien.

Tuvok fragte sich, ob Spock bemerkte, dass er ihm etwas verschwiegen. Im Zwielflicht der einzigen Fusionslampe in der Höhle konnte Tuvok aus den Augenwinkeln das Gesicht des neben ihm gehenden Mannes nicht eindeutig erkennen. Und selbst wenn war es fraglich, ob Spock seinem Gesicht in diesem Moment überhaupt eine Regung gestattete.

„Koval kann in den nächsten Wochen jede Unterstützung gebrauchen“, fuhr Tuvok fort. „Und auch wenn die Wiedervereinigungsbewegung keine offizielle Stimme im Senat hat, sieht Koval Sie, Botschafter, als wichtigen Verbündeten

an.“ Tuvok ließ unerwähnt, dass Koval im Falle seiner Wahl zum Praetor Spocks Organisation einen Sitz im Senat geben wollte. Das war etwas, das Tuvok erst glauben würde, wenn er es mit eigenen Augen sah. Trotz Kovals jahrelanger Verbundenheit mit Spock und selbst nachdem Tuvok erfahren hatte, dass Spocks Anhänger zahlreicher als angenommen waren, blieb Tuvok skeptisch, was dieses Versprechen betraf.

„Sie wollen wissen, ob die Wiedervereinigungsbewegung Kontakte pflegt, die für Koval von Nutzen sein könnten“, fasste Spock kurz und bündig zusammen, auf was Tuvok umständlich hinauswollte. „Vielleicht ist das tatsächlich der Fall. Sagen Sie, Tuvok, plant Koval auch die Minengilde zu kontaktieren?“

„Soweit ich weiß nicht.“

„In den Expeditionsflotten der Gilde gibt es viele Anhänger der Wiedervereinigung und es besteht ein ständiger Briefwechsel zwischen mir und Mitgliedern der Boshalla-Flotte. Angeblich stehen diese Schiffe kurz davor, beträchtliche Dilithiumvorkommen auf Boshalla IV zu finden.“

„Wenn dem so ist, sollte Shinzon eine Reise nach Boshalla IV unternehmen und den Kommandanten der Flotte davon überzeugen, dieses Dilithium erst in ein paar Wochen zu finden“, meinte Tuvok.

„Dem stimme ich zu. Ich werde über meine Kontakte ein Treffen mit Shinzon arrangieren. Es sollte ihm keine Mühe bereiten, den Kommandanten zu überzeugen. Die Minengilde zeigt sich traditionell solidarisch mit den Remanern und ...“

Spock unterbrach sich, als ein elektronisch erzeugtes Geräusch erklang, das an den Höhlenwänden widerhallte. Der Ursprung war Tuvoks Kommunikator, den er sofort hervorholte um ihn zum Schweigen zu bringen. Das Geräusch verklang, doch Tuvoks Augen blieben auf das Display gerichtet. Er hatte eine Mitteilung empfangen, verschlüsselt als romulanische Prosa, aber Tuvok kannte die Bedeutung natürlich auswendig, ohne im entsprechenden Buch – in diesem Fall *Kartoris' Dämmerung* – nachschlagen zu müssen.

„Was steht da?“, wollte Spock wissen. Tuvok antwortete schlicht: „Da steht, dass ich so schnell wie möglich nach Myrella zurückkehren muss. Und dass Kovals Vorhaben vielleicht schon gescheitert ist.“

Tuvok wandte sich ab und steckte den Kommunikator wieder die Tasche seiner Windjacke. Auf dem Display stand noch immer: „*Remus versinkt im weiten Meer.*“

Die Frühlingsluft der südlichen Erdhalbkugel war eine willkommene Abwechslung zu den tristen, nebelverhangenen Tagen, wie sie um diese Jahreszeit in San Francisco üblich waren. Und während die amerikanische Stadt an der US-Westküste einer langen Regenzeit während des Winters entgegenblickte, schickte der Sommer hier, auf D'Urville Island, bereits seine Boten voraus. Warme Sonnenstrahlen erfüllten den ganzen Spielplatz mit Licht, in dessen Schein Toms Tochter Miral von einem Spielgerät zum nächsten eilte. Tom selbst saß auf einer der Parkbänke und gab sich für einen kurzen Moment der Illusion hin, dies sei ein perfekter Tag. Er und Miral und neben ihm auf der Bank saß sogar B'Elanna, die dem Spiel ihrer Tochter mit einem breiten Lachen auf den Lippen zusah. Tom versuchte, sich auf das Gesicht seiner Frau zu konzentrieren, doch es gelang ihm nicht. So sehr er sich auch bemühte, konnte er den grauen Overall, den alle Gefangenen auf D'Urville Island – der Föderationsstrafkolonie vor Neuseelands Küste – trugen, nicht ignorieren. Die Architekten der Anlage hatten sich bei der Gestaltung des Spielplatzes Mühe gegeben, um Familienbesuche angenehm zu gestalten und davon abzulenken, was hinter den roten, von Kletterpflanzen überzogenen Backsteinmauern lag, die den Spielplatz umgaben. Nur das schmiedeeiserne Tor, das von einem beachtlichen Steinbogen umfasst wurde, ließ einen Blick auf die andere Seite zu, doch war es ausgerichtet auf jenen Teil der Bucht von Greville Harbour, wo keine Gebäude standen. Daher sah man nur das weite, offene Meer des Südpazifiks – ein Versprechen von Unendlichkeit und Freiheit, das jedoch für alle Insassen der Haftanstalt unerfüllbar blieb.

Denn im Abstand von jeweils rund dreißig Metern voneinander standen entlang der gesamten Küste der Insel riesige Masten, zwischen denen unsichtbare Kraftfelder gespannt waren. Hunderte dieser Masten sorgten für eine lückenlose, rund zehn Meter hohe Einzäunung, die von Innen undurchdringlich war. Zusätzlich strahlten die Masten Störsignale aus, die das Beamen von und zur Insel verhinderten. Die Ausnahme stellte eine einzelne Transporterplattform im Verwaltungsgebäude dar, die festverkabelt mit dem weltweiten Transporternetz war, aber rund um die Uhr schwer bewacht wurde.

Die meisten Gefangenen sahen diese Plattform nur bei ihrer Einweisung und bei ihrer Entlassung.

Tom verstand nicht, warum man sich auf dem Spielplatz, an diesem Ort, wo sich Familien treffen konnten, so viel Mühe gegeben hatte, um diese Hochsicherheitsumgebung unsichtbar zu machen, wenn man den Inhaftierten nicht einmal gestattete, ihn in normaler Kleidung zu betreten. B'Elannas grauer Overall – obwohl unauffällig, ohne Aufdrucke von Namen oder Nummern – stach aus der Idylle des Spielplatzes hervor – und ruinierte gleichermaßen die Illusion wie auch Toms Stimmung vollkommen. Und so richtete er seinen Blick wieder auf Miral, die gerade das Interesse an ihrer Sandburg verlor und sich nun die Malkreide schnappte, um ihrer Kreativität an einer der Vertäfelungen am Boden auszuleben. Für eine Zweijährige war Miral erstaunlich groß, aber immerhin war sie zu einem Viertel Klingonin und daher wirkte Miral äußerlich mehr wie eine Drei- oder Vierjährige.

B'Elanna war nie besonders stolz auf ihre klingonischen Gene gewesen und hatte gehofft, dass ihre Tochter – gezeugt mit Tom Paris, in dessen Ahnenreihe es keine Außerirdischen gab – äußerlich menschlich aussehen würde. Doch wie die Klingonen selbst war auch ihre DNS sehr hartnäckig und setzte sich mitunter auch noch nach vielen Generationen durch. Wenngleich B'Elanna, die auf einer von Menschen bewohnten Koloniewelt aufgewachsen war, aufgrund ihrer zarten Stirnhöcker – die bei weitem nicht so ausgeprägt waren wie bei reinen Klingonen – und noch mehr wegen ihres aufbrausenden klingonischen Temperaments ein paar schlimme Kindheitserinnerungen mit sich trug, wollte Tom diese Eigenschaften seiner Frau in keinster Weise missen. Und er wollte es auch nicht bei seiner Tochter, die seiner väterlichen Meinung nach das lieblichste Wesen im ganzen Universum war.

Und blitzgescheit war sie auch, was auch der Grund war, warum sich Tom eine Auszeit von seinen Besuchen genommen hatte. Miral wusste bereits, dass ihr Familienleben nicht normal war. Sie sah es selbst in der Kindertagesstätte, beobachtete, wie ihre Freunde von beiden Elternteilen vorbeigebracht oder abgeholt wurden. Aber Miral wurde nie von ihrer Mutter abgeholt, immer nur von Tom, der es schwer hatte, beschönigende Worte für die Tatsache zu erfinden, dass Mirals Mutter im Gefängnis saß, ihrer Freiheit beraubt, nicht tun und lassen konnte was sie wollte. Wie vermittelte man einem Kind, das die Freiheit gerade erst kennenlernte, ein solches Konzept? Und wie verhinderte

man, dass es falsche Schlüsse zog? Eine Weile hatte Tom geglaubt, eine radikale Reduzierung der Besuche im Gefängnis könnte helfen. Zuerst war er immer seltener mit Miral hergekommen, dann nur noch allein und dann einen ganze Zeit lang gar nicht mehr. Ein Fehler, wie Tom nun wusste und in Gedanken dankte er seinem Freund Harry Kim, der ihm mit einem rhetorischen Tritt in den Hintern zu verstehen gegeben hatte, wie falsch er lag.

Tom fühlte B'Elannas Hand auf seiner eigenen und umschloss sie sofort. „Du hattest es auch nicht leicht“, sagte sie schließlich und für Tom war es wie eine Absolution. Er kam seit einigen Wochen wieder regelmäßig hierher – meistens mit Miral – und sie hatten besprochen, warum Tom sich diese Auszeit genommen hatte. Es mochte absurd klingen, dass eine im Gefängnis sitzende Frau ihrem in Freiheit lebenden Mann zugestand, es nicht leicht zu haben. Aber Tom freute sich einfach nur darüber, dass B'Elanna Verständnis zeigte. Und damit war die Sache für sie beide erledigt. Welchen Sinn hatte es auch, über Vergangenes zu grübeln, nachdem es aus der Welt geschafft worden war? Gar keinen, außer dem Heraufbeschwören weiteren Kummers, den sich Tom gerne ersparte.

„Wir holen dich hier raus“, versprach Tom und meinte damit kein Gnadengesuch, keine Prozessanfechtung oder gar eine Neuverhandlung, die keinesfalls ein anderes Ergebnis zutage fördern könnte als der ursprüngliche Gerichtsprozess: B'Elanna war schuldig. Genauso wie alle anderen Besatzungsmitglieder des Maquis-Raiders Val Jean, die die Zerstörung eines cardassianischen Kriegsschiffs und den Tod von 740 Cardassianern zu verantworten hatten.

Es hatte keine Rolle gespielt, dass dieser Raider nicht einmal eine Stunde später auf der Flucht vor einem anderen cardassianischen Schiff in den Delta-Quadranten verschlagen worden war, die Crew den Raider aufgeben musste und sieben Jahre auf dem Föderationsschiff Voyager diente. Es hatte auch keine Rolle gespielt, dass die damals mit der Föderation verbündeten Cardassianer nur wenige Jahre später das Bündnis aufkündigten und an der Seite des Dominions den Alpha-Quadranten ins Kriegschaos gestürzt hatten. Und es hatte erst recht keine Rolle gespielt, dass Lieutenant Commander Tuvok von der Voyager – ein Spion der Sternenflotte an Bord der Val Jean während des Zwischenfalls – eine belastende Aussage verweigert hatte, was ihm eine Suspendierung eingebracht hatte.

33 Schuldsprüche und Verurteilungen zu mehrjährigen Haftstrafen auf der Strafkolonie D'Urville Island, Neuseeland. Es gab im Universum schlimmere Orte, um eine Haft abzusitzen – Tom konnte das aus eigener Erfahrung bestätigen. Aber ein Käfig blieb ein Käfig und selbst das luxuriöseste Gefängnis stahl einem das Wichtigste, das man sich nur vorstellen konnte: Freiheit! Das galt nicht nur für die Inhaftierten, sondern für alle, die ihnen nahestanden. Auch das hatte Tom schon am eigenen Leib erfahren. Aber nach seiner dummen Auszeit war er nun bereit, den Kampf für die Freiheit seiner Familie wiederaufzunehmen. „Wir holen euch alle hier raus.“

B'Elanna wusste, was gemeint war. Ein großer Vorteil der toleranten Gefängnisphilosophie auf der Erde bestand darin, dass man den Inhaftierten bei Besuchen von Familienmitgliedern Privatsphäre einräumte. Tom und B'Elanna konnten frei reden ohne befürchten zu müssen, belauscht zu werden. Ein paar Hundert Meter weiter, im offiziellen Besucherzentrum, wurden die Gespräche für gewöhnlich aufgezeichnet. In diesem Moment, so überlegte Tom, unterhielten sich Harry Kim und Chakotay über was auch immer. Aber ganz sicher nicht über das Voyager-Projekt und den bevorstehenden Ausbruch, der 33 Maquis-Mitglieder.

Auch wenn Tom und B'Elanna hier draußen nicht fürchten mussten, abgehört zu werden, vermieden sich dennoch gewisse Worte, die ein sporadisch am Spielplatztor vorbeigehender Wachmann falsch – oder im schlimmsten Fall sogar richtig – interpretieren konnte. Worte wie „Befreiung“, „Ausbruch“ oder „Flucht“ waren tabu. Doch B'Elanna musste über die Vorbereitungen auf dem Laufenden gehalten werden und die Information an die restlichen Maquis-Mitgliedern im Gefängnis weitergeben. Da B'Elanna einst die Chefsingenieurin der Voyager gewesen war und Tom nun Leiter des Voyager-Projekts, war ein Gespräch über technische Probleme und Lösungsmöglichkeiten für einen eventuellen Zuhörer in keinsten Weise verdächtig, solange sie nicht deutlich sagten, dass die Umbauten an der Voyager nicht dem eigentlichen Forschungsprojekt dienten.

„Wie laufen die Vorbereitungen?“, fragte B'Elanna ganz beiläufig.

„Recht gut“, antwortete Tom, bemerkte aber selbst, wie unsicher seine eigene Stimme klang.

Das entging seiner Frau natürlich auch nicht, weshalb sie sich ihm zuwandte und besorgt nachhakte: „Was ist das Problem?“

„Wir haben eigentlich alles im Griff, vor allem dank Harrys Kreativität im Beschaffungswesen. Man kann sagen, die Hardware ist so gut wie fertig. Es ist die Software, die Sorgen bereitet.“

„Zickt der Hauptcomputer wieder rum?“

„Nein, nichts der dergleichen“, winkte Tom sofort ab. Der Hauptcomputer des Schiffes funktionierte zum Glück einwandfrei. Das System, an dem alle Funktionen des Schiffsbetriebs hingen, musste ohnehin in perfektem Zustand gehalten werden, um einen Erfolg des Befreiungsplans und die Flucht der Voyager aus dem Föderationsraum auch nur in Erwägung ziehen zu können. Nein, auf den Hauptcomputer war Verlass, sonst wären sie nie über die erste Planungsphase hinausgekommen. Das Problem lag woanders und Tom senkte zur Sicherheit seine Stimme, ehe er weitersprach. Die Mauern rund um den Spielplatz waren dick und sie saßen weit entfernt vom Tor, weshalb Tom ganz offen sprach: „Um alle unsere Leute hier raus zu holen müssen wir ein Hochsicherheits-Computersystem hacken, das unseren unbefugten Eingriff innerhalb der ersten Nanosekunde bekämpfen wird. Harry ist ein guter Programmierer, aber er kann nicht garantieren, dass er unseren Eingriff lange genug aufrechterhalten kann.“

„Wie viel Zeit braucht ihr?“

„Eigentlich nur drei Minuten. Vielleicht zweieinhalb, wenn ihr euch bereithaltet, aber ich weiß natürlich, dass sich 33 Personen im Gefängnis nicht einfach so für wer weiß wie lange an einem Ort versammeln können. Ich kann euch bestenfalls einen Tag vorher vorwarnen. Dann könnte es jeden Moment losgehen.“

„Ja, das wäre zu auffällig“, stimmte B’Elanna zu. Der Gefängnisalltag war streng geregelt, jeder Gefangene hatte einen individuellen Zeitplan, der die Teilnahme an Arbeitsgruppen, Einzel- und Gruppentherapiesitzungen und nur wenig individuell gestaltbare Freizeit vorsah. So etwas wie einen organisierten Hofgang gab es auf D’Urville Island nicht und selbst wenn, wäre eine Versammlung von 33 Gefangenen von den Wachleuten sofort aufgelöst worden. „Wenn Harry nicht sicher ist, dass er es schaffen kann, warum gehst du dann nicht zu der Person, von der Harry alles gelernt hat, was er über komplexe Programmierung weiß? Es wäre ein logischer Schritt.“

„Logischer Schritt? Du klingst ja fast wie Tuvok“, versuchte Tom B’Elannas Vorschlag mit einem Witz abzutun. Doch sie blieb hartnäckig:

„Ich meine es ernst, Tom! Wenn Harry nicht weiß, ob er das System für drei Minuten unter Kontrolle bringt, dann dürft ihr gar nicht erst versuchen, uns hier rauszuholen. Es darf keinen Spielraum für Fehler geben.“

„Lassen wir Harry noch etwas daran arbeiten, okay?“

„Wie lange denn noch? An dem Plan arbeitet ihr doch schon seit fast zwei Jahren und langsam läuft uns die Zeit davon. Okay, ich bin ein schlechtes Beispiel, weil ich ohnehin schon die Hälfte meiner Haftstrafe abgessen habe. Aber was ist mit Chakotay? Er wird den Rest seines Lebens hinter Gittern verbringen, weil er den Angriff auf dieses verdammte Cardassianer-Schiff befohlen hat. Und was ist mit Chell, Tabor, Jor, Gerron, O'Donnell und all den anderen, die während den sieben Jahren an Bord der Voyager keinen so wichtigen Posten wie den des Chefingenieurs innehatten um sich zumindest zum Teil zu rehabilitieren? Sie werden noch acht Jahre hier festsitzen.“

B'Elanna war immer lauter geworden und mit flehenden Handbewegungen gab Tom seiner Frau zu verstehen, sich wieder etwas zurückzunehmen. Selbst Miral, die bisher ganz vertieft in die Gestaltung ihres als abstrakt zu beschreibendes Kreidebild gewesen war, sah nun auf und warf ihren Eltern einen fragenden Blick zu. Um ihretwillen senkte B'Elanna die Stimme wieder auf normale Lautstärke, als sie weitersprach: „Ich weiß ja, warum du lieber an Harry festhalten willst, anstatt noch jemanden in die ganze Sache zu verwickeln.“

„Admiral Janeway wollte nie mehr Leute als notwendig einweihen. Nur die Hälfte der Crew der Icarus-Werft weiß, was wir dort oben wirklich machen.“

„Ach, komm' mir nicht mit der Geheimniskrämerei. Wenn es die eine Hälfte weiß, ahnt es die andere Hälfte sicher schon seit einer Weile. Das sind Leute, die sieben Jahre Tür an Tür mit uns gelebt haben, uns kennen und wissen, was wir einander bedeuten. Akzeptiere endlich, dass du jetzt der Captain bist und dass deine Crew bereit ist, dir überallhin zu folgen. Wichtig ist nur, dass es um eine gerechte Sache geht.“

„Und das tut es“, bestätigte Tom. Seine Frau hatte recht: Die Icarus-Crew war von Admiral Janeway handverlesen ausgesucht worden. Je nach Ausbildung und Talent hatte Janeway auf die Herausforderungen der bevorstehenden Mission reagiert und Tom eine Besatzung vermacht, die bereit war, durchs Feuer zu gehen – und wenn nötig dort die Ewigkeit zu verbringen – um ihre Kameraden aus der Gefangenschaft zu befreien. Aber die Crew war zu klein.

Admiral Janeway hatte das zum Zeitpunkt ihrer Versetzung noch nicht wissen können. Eine Person fehlte noch und Tom nahm sich vor, diese Person so schnell wie möglich zu rekrutieren. Ihm stand ein schwieriges Gespräch bevor und Janeway hatte bei der ursprünglichen Zusammenstellung der Crew für das Voyager-Projekt bewusst auf ihre Hilfe verzichtet. Aber Tom blieb nun keine Wahl mehr, als Annika Hansen aufzusuchen und sie in ein Unternehmen hineinzuziehen, das zwar gerecht war, aber den Gesetzen der Föderation widersprach.

„Das wird sie mir nie verzeihen“, meinte Tom, doch B’Elanna war anderer Meinung:

„Sie würde es dir nie verzeihen, wenn Sie erst aus den Nachrichten von einem gescheiterten Befreiungsversuch erfahren sollte, zu dessen Erfolg sie hätte beitragen können.“

Die Besuchszeit war vorüber und mit Miral an der Hand schlenderte Tom, begleitet von einem Wachmann, über die parkähnliche Anlage, in der sich der Spielplatz befand. Die angelegten Pflastersteinwege schlängelten sich über einen grünen Rasen und um die dicken Stämme der Pohutukawa-Bäume herum, deren Blüten die buschigen Baumkronen rot färbten. Noch röter als es der Sand am nahegelegenen Strand war, von wo aus das Rauschen sanfter Wellen an Toms Ohr drang. Der Bereich rund um das Besucherzentrum versprühte wirklich das Flair eines Ferienortes und ließ nicht das Gefühl aufkommen, man befände sich auf dem Areal einer Strafvollzugsanstalt. Ein normaler Besucher konnte einen völlig falschen Eindruck vom Gefängnis bekommen, doch nicht Tom Paris, der selbst vor langer Zeit mehrere Monate „Gast“ auf D’Urville Island gewesen war.

So fielen ihm auch sofort nach der Umrundung des modern gestalteten Besucherzentrums die grauen Baracken auf, die hinter Hecken versteckt und von Kraftfeldmasten umgeben in der Ferne zu erkennen waren. Dort hinten spielte sich das eigentliche, triste Leben eines Gefangenen ab. Schwerebewaffnete Wachleute patrouillierten den Perimeter des unsichtbaren Zauns und Sensordrohnen schwebten lautlos über den zwölf Behausungen der Frauen. Die fast identisch aussehenden Unterkünfte der männlichen

Gefangenen befanden sich auf der anderen Seite des Verwaltungsgebäudes, auf das Tom und Miral zusteuerten, nachdem sie einen hochgelagerten, vom Gebäude aufs offene Meer hinausführenden Steg passiert hatten. Tom war seit seiner Kindheit fasziniert von der Seefahrt und daher bemerkte er, dass am Ende des Steges einige neue Wachboote auf den Wellen schaukelten.

Bei all den Kraftfelder, Wachleuten, Sensordrohnen und Störanlagen auf der Insel spielten die Boote im Sicherheitskonzept des Gefängnisses keine große Rolle. Öfter zum Einsatz kamen sie, um Besucher zum neuseeländischen Festland zu bringen. Die nächstgelegene größere Stadt mit AirTram-Anbindung hieß Nelson und war rund einhundert Kilometer entfernt. Das war auch deutlich außerhalb der Reichweite der Störfelder, die illegales Beamen verhinderten. Doch nur um sich fortzubeamen war es gar nicht nötig, die Insel zu verlassen, wenngleich es Tom gefallen hätte, auf einem der schnittigen Boote mitzufahren und Miral hätte an einer solchen Tour sicher auch Gefallen gefunden. Nur leider war Tom heute in Eile und so hatte er sich an der einzigen funktionstüchtigen Transporterplattform der Insel mit Harry Kim verabredet, der schon auf Tom und seine Tochter wartete.

„Ihr habt die Besuchszeit wahrlich ausgereizt“, merkte der Lieutenant an und kniete sich zu Miral hinab, um sich ihre kreideverschmierten Hände anzusehen. „Du hast wohl viel Spaß gehabt.“ Miral nickte heftig, was Tom mit großer Erleichterung zur Kenntnis nahm. Der Besuch hier hatte ihre kleine Seele offenbar nicht im Geringsten belastet.

„Harry, ich hätte eine Bitte. Könntest du Miral heute noch in der Tagesstätte vorbeibringen? Ich habe noch eine Treffen in San Francisco, zu dem ich schon überfällig bin.“

„So spät hast du noch einen Termin? In San Francisco ist es doch schon fast 20 Uhr.“

Es war nicht leicht, Termine auszumachen, wenn man auf einer Raumstation im Orbit arbeitete, in San Francisco lebte und die eigene Frau eine neuseeländische Insel nicht verlassen durfte. Auch wenn Reisen zwischen den Zeitzonen dank Transportertechnologie nur noch Sekunden dauerten, verweigerte der Planet weiterhin stur, sich der Geschwindigkeit seiner Bewohner anzupassen und drehte sich weiterhin im 24-Stunden-Takt um die eigene Achse.

„Ich treffe mich mit dem Admiral“, erklärte Tom und sowohl Harry als auch Miral reagierten verblüfft. „Admiral Janeway?“, fragte Harry ungläubig, während Miral ein „Tante Kathy“ murmelte.

„Sie ist wieder auf dem Planeten“, bestätigte Tom. „Aber sie wird nicht lange bleiben.“

„Vielleicht erfährst du jetzt endlich, was sie in den letzten Wochen gemacht hat.“

„Mal abwarten. Also wie sieht es aus? Lieferst du Miral ab? Es wird bestimmt nicht lange dauern.“

„Aber sicher“, bestätigte Harry, nahm Miral an der Hand und führte sie in den Transporterraum, der sich hinter einer unscheinbaren Schwingtür verbarg.

Auch in diesem Raum waren die Sicherheitsvorkehrungen hoch. Abgesehen vom Chief an der Bedienkonsole, der von Harry gerade die gewünschten Zielkoordinaten erhielt, befand sich ein weiterer Wachmann ständig im Raum. Ein Sensor, der an der Zimmerdecke montiert war, überwachte die Vorgänge im Raum, bestätigte die Identität der Anwesenden und scannte nach Gefahrenstoffen.

Harry und Miral mussten erst das Eintreffen einer Besuchergruppe abwarten, aber schließlich durften sie die Transporterplattform betreten und der Chief leitete den Beam-Vorgang ein. Die Konturen des Mannes und des kleinen Mädchens verschwanden in einem blau-silbernen Glitzern und Tom wusste, was nun mit ihnen geschah.

Im Gegensatz zu anderen Transporteranlagen wurden die Moleküle der beiden nicht sofort zu einem Ziel abgestrahlt. Nein, ihre Transportermuster wanderten von den Musterpuffern der Plattform weiter in eine feste Datenleitung, die über den Meeresboden verlief, bis sie den Einflussbereich der Transporterstörfelder verließen. Die Leitung verlief bis zum neuseeländischen Festland, wo Harry und Miral – die weiterhin nur als Transportermuster existierten – in das weltweite Netzwerk eingespeist wurden, um auf einem Raumschiff im Orbit, einer Raumstation oder an einem beliebigen Punkt auf der Erde – in diesem Fall vor der Happy Brown Bears-Kindertagesstätte in Richmond, Kalifornien – wieder zusammengesetzt zu werden.

Täglich fanden auf der Erde Millionen Beam-Vorgänge statt und sie zählten zur sichersten bekannten Reiseform des Universums. Aber erstmals – jetzt wo Tom über diesen komplizierten Prozess im Detail nachdachte – fragte er sich

voller Entsetzen, wie er seiner Tochter nur dieser potenziellen Gefahr aussetzen konnte. Unnötig zu erwähnen, dass ihm ein gewaltiger Stein vom Herzen fiel, als der Chief einen erfolgreichen Transport verkündete und Tom beneidete den Mann in diesem Moment um seine Gelassenheit.

Selbst war er nun ziemlich angespannt, als er auf die Plattform zuschritt, um sich der Gnade dieser Maschine auszusetzen.

„Wohin soll es gehen, Captain?“, fragte der Chief.

Tom nannte ihm den Ort, an dem er sich mit Admiral Janeway verabredet hatte: „San Francisco. Redwood Park.“

Der Redwood Park war eine kleine, grüne Oase inmitten der Hochhäuserschluchten San Franciscos und in den frühen Abendstunden schon vollständig im Schatten gelegen.

Janeway hatte auf der Kante einer der steinernen Bänke Platz genommen, während sie ungeduldig und frierend auf das Eintreffen von Tom Paris wartete. Der Park hatte nicht viel zu bieten und sie war des Starrens auf den simpel gestalteten Springbrunnen gegenüber ihrer Sitzbank schon überdrüssig geworden. Auch die Geräuschkulisse gefiel Janeway überhaupt nicht. Ein einzelner Zaunkönig, der in einer Hecke verborgen saß, versuchte vergeblich mit seinem Gesang gegen den Verkehrslärm anzukommen.

Um sich aufzuwärmen stand Janeway auf und umrundete den Springbrunnen ein paarmal, ehe sich schließlich doch noch vor dem glitzernden Wasser ein ganz ähnlich aussehender glitzernder Vorhang aus Energiepartikel bildete, der schlussendlich die Gestalt von Tom Paris annahm. Für einen kurzen Moment sah sich Tom um und stellte fest, dass er auf einer der niedrigen Steinbänke materialisiert war.

„Es gibt nichts schlimmeres, als einen Transporter-Chief mit Sinn für Humor“, kommentierte Janeway, als sie nähertrat. Tom machte einen Satz und landete mühelos einen halben Meter tiefer, Auge in Auge mit Janeway. „Sie sind spät dran, Captain“, sagte sie mit gespielter Strenge.

„Ich weiß. Aber es wird Sie freuen, dass ich gerade aus Neuseeland komme und B'Elanna getroffen habe.“

„Wurde aber auch Zeit, Tom. Sie sind ihr viel zu lange aus dem Weg gegangen.“ Sie atmete einmal tief durch, bevor sie das eigentliche Thema ansprach, weswegen sie sich mit ihm treffen wollte: „Wie laufen die Vorbereitungen?“

Tom zögerte etwas, bis er schließlich sagte: „Es fehlt noch der letzte Schliff, aber wir können den Plan bald ausführen.“ Janeway spürte, dass es Tom bewusst vermied, ins Detail zu gehen. Aber sie musste sich mit dieser Auskunft begnügen, denn einerseits hatte sie nicht die Zeit, um sich alles erklären zu lassen. Und andererseits war jetzt Tom Paris der Projektleiter. Er war in der besten Position, um die Fortschritte beurteilen zu können und Janeway hatte nicht vor, ihn zu bevormunden.

„Klingt gut. Bald dürfte der Voyager auch ein sicherer Hafen nach der Flucht offenstehen. Sie haben sich sicher gefragt, warum ich im letzten Monat nicht erreichbar war. Nun, ich war unterwegs und habe ein Ziel gefunden, das die Voyager ansteuern kann. Sobald wir unsere Leute befreit haben, programmieren Sie einen Kurs auf das Romulanische Sternenimperium. Maximum-Warp.“

„Das Sternenimperium?“, wiederholte Tom erstaunt und fragte sofort nach, wie Janeway das arrangieren konnte, doch sie schüttelte vehement den Kopf:

„Darüber darf ich nicht sprechen, tut mir leid. Begnügen Sie sich einfach damit, dass in ein paar Wochen das Sternenimperium ein Ort sein wird, an dem die Voyager und ihre Crew Schutz finden werden.“

„Das gefällt mir nicht“, sagte Tom schlicht. Er verschleierte die unterschwellige Kritik am vorgeschlagenen Kurs nicht gerade geschickt, aber Janeway nahm es ihm nicht übel. Die Menschen hatten in der Vergangenheit viele schlechte Erfahrungen mit dem Sternenimperium gemacht und Tom wusste nichts über den sich anbahnenden politischen Umsturz.

Janeway legte Tom beruhigend eine Hand auf die Schulter und bat ihn, ihr einfach zu vertrauen. Dann entschuldigte sie sich dafür, das Treffen so schnell beenden zu müssen, sie hatte noch einen anderen Termin, den sie wahrnehmen müsse. Sie hatte sich schon von Tom abgewandt, als sie nochmals verharrte, sich umdrehte und mit einem schelmischen Lächeln erklärte: „Sie hätten größeres Vertrauen, wenn Sie wüssten, welchen Posten ich mittlerweile bekleide. Ich darf Ihnen auch dazu leider nichts verraten, aber

vielleicht hilft es Ihnen auf die Sprünge, wenn ich erwähne, dass ich gleich ein Meeting mit Admiral Ross habe.“

Janeway konnte regelrecht sehen, wie es in Toms Gehirn klick machte. Er legte seinen Kopf in den Nacken und sah nach oben, zur Spitze der Transamerica Pyramid, die unmittelbar neben dem Redwood Park in den Himmel ragte.

„Alles klar?“, fragte Janeway.

„Ja, Ma’am“, bestätigte Tom und zog wie gewöhnlich, wenn er Janeway mit „Ma’am“ ansprach das Wort künstlich in die Länge. Als Tom damit angefangen hatte, hatte Janeway versteckten Spott dahinter vermutet, aber inzwischen hatte es auch bei ihr klick gemacht und so wusste sie heute, dass diese Anrede eine besondere Form von Anerkennung darstelle, die Tom ihr gegenüber ausdrückte. Die Anrede war eine Ehrerbietung, die in keinsten Weise mit dem zu erwartenden Respekt vor einem militärischen Rang stand, sondern nur Janeway als Person entgegengebracht wurde. Sie konnte sich kein größeres Kompliment vorstellen.

„Ich melde mich wieder bei Ihnen, Tom.“ Mit diesen Worten verließ sie den Park und ging hinüber zum Haupteingang der Transamerica Pyramid.

Janeway betrat Admiral Ross' Büro, das sich im Gegensatz zu den meisten anderen Geheimdiensträumlichkeiten tatsächlich in der Transamerica Pyramid befand und nicht in der jeweiligen Entsprechung in der unterirdischen Anlage auf der anderen Seite der Bucht. Als das „öffentliche Gesicht“ des Geheimdienstes nahm der Admiral viele Termine mit außenstehenden Persönlichkeiten wahr, die alle nicht die wahren Lage des Hauptquartiers erfahren sollten. Also war es einfacher, wenn Ross seine Arbeit gleich im 47. Stockwerk des Wolkenkratzers erledigte. Dank des Transporters in der Liftkabine und verschlüsselten Datenleitungen machte es für die tägliche Arbeit keinen großen Unterschied, in welchem der beiden Gebäude er sich gerade aufhielt.

„Nur damit Sie gleich wissen, wie das hier abläuft“, begann Admiral Ross die Besprechung mit ernster Miene. Er saß nicht hinter seinem Mahagonischreibtisch, sondern auf einer gepolsterten Eckbank, die um einen

niedrigen Tisch herum lief. Janeway konnte diese Platzwahl nachempfinden, denn so gab Ross ihr zu verstehen, dass dies ein informelles Gespräch war oder im Geheimdienstjargon ausgedrückt: Dieses Gespräch würde nach seinem Ende nie stattgefunden haben. Sie nahm auf sein Geheiß schräg gegenüber von Ross Platz. „Sie erzählen mir einfach, was momentan aus Ihrer Sicht im Sternenimperium vor sich geht, aber Sie erwähnen dabei nicht die Rolle, die Sie, Tuvok oder irgendeine andere mit der Föderation assoziierte Person dabei spielen. Als Leiterin einer verdeckten Operation ist das allein Ihr Verantwortungsbereich, in den ich gar nicht hineingezogen werden will. Haben wir uns verstanden?“

Janeway bestätigte mit einem Nicken, schlug die Beine übereinander, lehnte sich entspannt zurück und begann zu erzählen, als habe sie mit der ganzen Geschichte gar nichts zu tun und würde sie eigentlich gar nichts angehen. Sie erwähnte die kritische Situation auf Remus genauso wie Kovals Kooperation mit Shinzon, ohne diese beiden Ereignisse in einen kausalen Zusammenhang zu stellen oder darauf hinzuweisen, dass deren Kommunikationsequipment – die wichtigste Komponente in Kovals Plan – von der Sternenflotte gestiftet wurde. Tuvoks Botengänge ließ sie völlig unerwähnt, lediglich deutete sie an, dass Koval auf nicht weiter spezifiziertem Wege versucht, die Unterstützung von Spocks Wiedervereinigungsbewegung zu erlangen. Etwas seltsam mutete Janeway allerdings schon an, wenn sie sachlich über eine Entdeckung der Remaner sprach, ohne preiszugeben, dass sie diese Information persönlich von Shinzon erhalten hatte. Aber Admiral Ross nickte einfach nur weiter, während sie berichtete: „Üblicherweise ist der Kontakt zwischen den einzelnen Remaner-Kommunen sehr begrenzt, aber zum ersten Mal organisieren sie sich aktiv, um die Streiks möglichst in allen Bergwerken gleichzeitig durchführen zu können. So wurde auch bekannt, dass die Romulaner vor einem Jahr die alte Gladion-Werft auf Remus wieder in Betrieb genommen haben. Die Romulaner wollten diese Tatsache geheim halten, aber da sie remanische Zwangsarbeiter rekrutierten, wurde sie nun bekannt. Ich ...“ Janeway unterbrach sich sofort, als sie bemerkte, dass sie gerade jenes Pronomen in den Mund genommen hatte, das sie keinesfalls verwenden sollte. Schnell korrigierte sie sich selbst: „Es ... wird angenommen, dass Praetor Hiren dort jene Waffenplattform bauen lässt, die mit einer Thalaron-Waffe ausgestattet werden soll. Commander Shinzons Leute versuchen derzeit, mit den Werftarbeitern in direkten Kontakt

zu treten. So erfahren wir vielleicht die genauen Spezifikationen der Waffenplattform oder zumindest, wann sie fertiggestellt sein wird.“

Tiefe Sorgenfalten gruben sich in Ross' Stirn und er verschränkte die Arme vor seiner Brust, während er leise vor sich her murmelte. Janeway konnte nur ein Wort verstehen, aber dieses ließ ihren Puls sofort höher schlagen: Hayes!

„Was ist mit Admiral Hayes?“, fragte sie sofort nach und merkte, wie aggressiv ihre Stimme klang. Aber jede Erwähnung des Flottenadmirals veranlasste sie unwillkürlich zu einer solchen Reaktion. Glücklicherweise nahm Ross keinen Anstoß an ihrem Tonfall und wiederholte seine Worte von vorhin nochmals für sie: „Vielleicht hatte Admiral Hayes doch recht.“

„Mit was? Was hat er getan?“

„Er hat das Raumschiff Persephone von einer Beta-Quadrant-Erkundung abgezogen und es zu einer Position beordert, von wo aus das Schiff das Gazor-System innerhalb eines Tages erreichen kann.“

„Die Persephone?“, fragte Janeway überrascht nach. Natürlich war eine Umgruppierung als Reaktion auf eine mögliche militärische Bedrohung ein übliches Vorgehen. Aber warum wurde ausgerechnet dieses Schiff in die Nähe von Gazor befohlen? Die U.S.S. Persephone war wie jedes Tiefenraumerkundungsschiff mit einem ansehnlichen Waffenarsenal ausgestattet – man konnte ja nie wissen, auf welche Gefahren man im Verlauf der Reisen in unbekannte Gebiete traf – aber sie war weit davon entfernt ein Schlachtschiff zu sein. Ein Schiff der Defiant- oder der Colombo-Klasse wäre noch nachvollziehbar gewesen, doch die Persephone gehörte wie die Voyager zur Intrepid-Klasse und ...

„Oh!“, entfuhr es ihr, als sie Hayes Beweggründe endlich verstand. „Hayes hat der Persephone die Spezifikationen für die ablativ Panzerung übermittelt. Nicht wahr?“

„Unsere beste Verteidigungstechnologie“, rechtfertigte Ross die Entscheidung seines Vorgesetzten. „Und ausschließlich auf Schiffen der Intrepid-Klasse anwendbar. Ich kann Hayes' Entscheidung nachvollziehen. Wenn eines unserer Schiffe versuchen sollte, durch die Verteidigungsringe zu brechen und die Gazor-Station zu vernichten, dann hat ein Schiff der Intrepid-Klasse mit ablativer Panzerung die besten Chancen.“

„Vielleicht“, gab Janeway zu. Sie kannte die wundersame Effizienz der Panzerung aus erster Hand, aber sie wusste auch, dass sie nicht völlig

undurchdringlich war. Selbst wenn sich der äußere Verteidigungsring unter Shinzons Kommando nicht am Kampf beteiligte, so standen der Persephone immer noch vierzig Warbirds im inneren Verteidigungsring gegenüber. „Aber würde die Zerstörung der Station überhaupt etwas bringen? Der Schaden ist doch bereits angerichtet, oder?“

„Hier gibt es zumindest Grund zur Hoffnung.“ Mit diesen Worten überraschte Ross Janeway regelrecht. All ihre Hoffnungen hatte sie auf Koval gesetzt, aber sicher nicht auf ein militärisches Unternehmen, das darauf abzielte, den Romulanern ihre mächtige neue Waffe zu nehmen. Ross drückte eine in die Tischplatte eingelassene Taste und über dem Tisch erschien ein dreidimensionales Hologramm, das einen stilisierten Querschnitt der Gazor-Sonne und den Subraumriss in ihrem Zentrum darstellte. Ein kleiner schwarzer Punkt rotierte um die Sonne herum und stellte die Raumstation dar. „Ich habe das Daystrom-Institut mit einer Studie beauftragt, die von der – rein hypothetischen – Möglichkeit ausgeht, einen bestehenden Subraumriss mittels konzentrierter Energiezuführung zu vergrößern.“ Nach einem weiteren Tastendruck wurde eine rote Linie in die Darstellung eingefügt, die den schwarzen Punkt und den langen, zackigen Subraumriss verband, woraufhin er sofort merklich zu wachsen schien. „Nun ... also diese Darstellung ist nicht gerade maßstabsgetreu.“

„Hatte ich mir schon gedacht“, erwiderte Janeway und brachte sogar so etwas wie ein vages Lächeln zustande.

„Jedenfalls sind sich die Experten vom Institut einig: Der Riss wird schon nach kurzer Zeit wieder auf die ursprüngliche Größe zusammenschrumpfen. Eine Reaktion auf den Druckverlust innerhalb der Thalaron-Subraumdomäne. Wie beim Schließen eines Ventils wird der Riss wieder schrumpfen, bis die Felddichte ansteigt, damit keine nennenswerten Mengen an Graviton- und Thalaron-Partikeln mehr in den Normalraum gelangen. Problem gelöst.“

„Diese sogenannten Experten vom Institut haben nicht zufällig auch herausgefunden, wie lange es dauern wird, bis der Riss wieder versiegelt ist?“

„Dazu hätten sie genauere Daten benötigt. Aber wir haben nur das, was Tuvok auf der Gazor-Station gehört und gesehen hat als Anhaltspunkt. Grob geschätzt muss die Station wahrscheinlich alle zwei oder drei Tage die Prozedur durchführen um den Riss ausreichend groß zu halten. Vorausgesetzt ...“,

„Vorausgesetzt was?“

Janeway konnte sogar hören, dass Ross schwer schlucken musste, bevor er weitersprach: „Vorausgesetzt, dass der Riss nicht angezapft wird. Ich spreche hier nicht von Partikelmengen, die gerade mal so ausreichen, um ein einzelnes Säugetier umzubringen, nein. Aber ...“

„Aber sollte Hiren seine Massenvernichtungswaffe gegen einen ganzen Planeten einsetzen, würde dieser große Abzug von Thalaron-Partikeln den Riss offenhalten. Egal ob die Raumstation aktiv wird oder nicht“, beendete Janeway den angefangenen Satz. „Es gibt also ein neues Zeitlimit.“

„Ja“, bestätigte Ross. „Kovals Machtübernahme muss erfolgen, bevor der Bau der Waffenplattform fertig ist. Sollte Hiren bei ihrer Fertigstellung noch an der Macht sein, wird er ganz sicher sofort planetare Tests – oder im schlimmsten Fall gleich einen Erstschlag gegen die Föderation – veranlassen. Setzt Hiren die Thalaron-Waffe regelmäßig im planetaren Maßstab ein, braucht er die Gazor-Station nicht mehr. Und wenn an der Waffenplattform wirklich schon seit einem Jahr gebaut wird, dürfte sie fast fertig sein und es kann nicht mehr lange dauern, bis die Station obsolet wird. Sie wird ihren Wert als taktisches Ziel also bald verlieren.“

„Ich verstehe. Sie müssen also wissen, wann Sie Admiral Hayes empfehlen sollen, einen Militärschlag gegen die Gazor-Station zu befehlen.“

„Ein solcher Schlag würde den Romulanern viel über die Möglichkeiten unseres Geheimdienstes verraten und – noch schlimmer – vielleicht einen Krieg provozieren.“

„Aber zumindest einen, der ohne den Einsatz von Thalaron-Waffen geführt wird“, griff Janeway nach dem einzigen Strohhalm.

„Das stimmt“, gestand Ross ein. „Aber ein Krieg, der von der Föderation provoziert wird, würde Hiren Position zweifellos wieder festigen. Alle Bemühungen von Koval wären umsonst gewesen. Wir bekämen statt eines Praetors, der der Föderation wohlgesonnen ist, einen Praetor, der einen legitimen Grund hätte, Krieg gegen die Föderation zu führen. Es versteht sich von selbst, dass ich Admiral Hayes also lieber keinen Militärschlag empfehlen würde.“

„Dann muss Koval schneller werden“, sagte Janeway, als wäre es das Einfachste im Universum. „Er muss Shinzon endlich losschicken und seine Unterstützer auf Linie bringen.“

„Ist Shinzon denn schon soweit?“

„Muss er wohl. Koval bringt ihm seit Wochen die kleinlichsten Kleinigkeiten über die romulanische Politik und ihre Intrigen bei. Um als Kovals Botenjunge zu arbeiten, sollte es langsam ausreichen. Laut meinem letzten Informationsstand hat Koval hinter den Kulissen schon einige Treffen arrangiert, unter anderem auch mit Senatorin Tal'aura.“

„Tal'aura?“, wiederholte Ross überrascht. „Ist das eine gute Idee? Sie ist immerhin Mitglied von Hirens Regierung.“

„Als Tuvok auf der Gazor-Station war, hat er den Eindruck gewonnen, dass Tal'aura nicht gerade glücklich über Hirens Initiative ist und Koval weiß, dass die beiden schon in der Vergangenheit selten einer Meinung gewesen sind“, erklärte Janeway und fügte hinzu: „Eine Verbündete im Kreise der amtierenden Regierung könnte Hirens Sturz wesentlich beschleunigen.“

Admiral Ross nickte nachdenklich. „Hm. Tuvok. Mir ist nicht ganz wohl dabei, dass wir uns auf seinen Eindruck von Tal'aura verlassen müssen.“

Die Deutung nonverbaler Kommunikation und Ausdrucksweisen emotionaler Wesen zählte generell nicht zu den Stärken der Vulkanier, aber Janeway erkannte sofort, dass dies nicht der Grund für Ross' Zweifel waren. Noch immer war die Frage unbeantwortet, inwiefern Tuvok an der Erschaffung eines Klons von Jean-Luc Picard – Shinzon – beteiligt gewesen war. Es gab keine Unterlagen zu irgendeinem Geheimdienstunternehmen, lediglich eine Akte zum remanischen Commander Shinzon – für die Augen der Admiralität allein bestimmt – und eine Anforderung an das medizinische Archiv der Flotte, genetisches Material von Jean-Luc Picard an das Genlabor des Daystrom-Instituts zu schicken. Sowohl diese Anforderung als auch die Abholbescheinigung im Archivcomputer trugen die Identifikationsdaten von Tuvok.

„Es gab noch keine Gelegenheit für ein Vier-Augen-Gespräch“, entschuldigte sich Janeway. Allerdings flunkerte sie ein wenig. Wenn sie gewollt hätte, hätte sich mehr als eine Gelegenheiten für ein vertrauliches Gespräch mit ihrem alten Freund ergeben. Aber gerade diese Freundschaft stand einer solchen Unterredung im Wege. Sie wollte einfach nicht glauben, dass Tuvok unbefugt Genmaterial entwendet und dem Feind zugespielt hatte. Allein die Tatsache, dass er rund zwei Jahrzehnte später noch immer im Dienst der Flotte stand, sprach dagegen. Aber wie sollte sie mit Tuvok über seine damaligen Taten reden, ohne dass es sich vorwurfsvoll anhörte? Und spielte es überhaupt eine

Rolle? War es übertriebene Vorsicht, ausgerechnet auf die Gefühle eines Vulkaniers Rücksicht nehmen zu wollen?

Ross setzte zu einer Erwiderung an, doch er wurde von einem elektronischen Summton und der darauf folgenden Computerstimme unterbrochen, die aus Janeways Kommunikator drangen: *„Achtung: Ein Ruf an Vizeadmiral Kathryn Janeway über den Prioritätskanal. Externes Terminal 88.“*

„Terminal 88. Das ist die Kommunikationsstation auf Myrella“, erklärte Janeway, worauf Ross die Stirn runzelte und entgegnete:

„Sie haben ihnen die Frequenz Ihres Prioritätskanals gegeben?“

„Irgendwie müssen sie mich erreichen, wenn ich auf der Erde bin“, sagte Janeway schulterzuckend, sich keiner Schuld bewusst. „Und der Kanal läuft über das verschlüsselte Kommunikationsnetz. Sicherer geht’s kaum noch. Wenn Sie mich entschuldigen würden, Admiral. Ich sollte das Gespräch besser in meinem eigenen Büro entgegennehmen.“

Sie hatte sich schon halb in Richtung Tür gewandt, als Ross die Hand hob und sagte: „Warten Sie. Sie können sich von mir aus den Weg sparen, ich kann alle Prioritätskanäle in mein Büro umleiten.“

„Das können Sie?“, fragte Janeway überrascht, während Ross zu seinem Schreibtisch ging und mit ein paar Eingaben in sein Terminal einen holografischen Bildschirm in die Mitte des Raums projizieren ließ.

„Natürlich kann ich das. Ich bin der Boss in diesem Laden. Das sollte doch ein paar Privilegien mit sich bringen.“ Mit einem weiteren Tastendruck veränderte sich das schwebende schwarze Bild in der Mitte des Raumes und zeigte ein ebenfalls sehr dunkles Bild, aber das lag nur daran, dass es in der Pumpstation auf Myrella trotz einiger kürzlich installierter Lampen noch immer sehr düster war. Der Empfang von Terminal 88 war im Gegensatz zu den Übertragungen von der EjDo einwandfrei und so war Tuvok trotz der dunklen Umgebung eindeutig zu erkennen.

Was macht er auf Myrella?, fragte sich Janeway. Tuvok hatte den dewanischen Mond nur kurze Zeit vor Janeway verlassen und zwar in Richtung Romulus. Er hätte eine Weile dort bleiben sollen. Dass er so schnell wieder nach Myrella zurückgekehrt war, ließ Janeway schon ahnen, dass etwas Unvorhersehbares geschehen war.

„*Admirals*“, grüßte Tuvok knapp Janeway und Ross, die Schulter an Schulter vor der Projektionsfläche standen und auf Tuvoks Bericht warteten. „*Ich*

entschuldige mich dafür, Sie über diesen Kanal kontaktieren zu müssen, aber es ist ein Notfall eingetreten, der dessen Nutzung zweifellos legitimiert.“

Vulkanier, dachte Janeway und seufzte innerlich. *Warum können sie nie direkt zur Sache kommen?* Die Worte, die sie laut aussprach, lauteten aber: „Ist schon in Ordnung, Tuvok. Um was geht es?“

„*Wir haben einen ernsten medizinischen Notfall.*“ Tuvok trat einen Schritt zur Seite und an der unverstellten Wand der Pumpstation, auf einem aufgeklappten Feldbett liegend, war Shinzon, über dessen zitternden Körper sich Koval mit sorgenvollem Gesicht gebeugt hatte. „*Shinzon liegt im Sterben.*“

Und mit ihm jede Hoffnung auf einen friedlichen Machtwechsel im Romulanischen Sternenimperium, ergänzte Janeway in Gedanken. Am Gesichtsausdruck von Admiral Ross erkannte sie, dass ihrem Vorgesetzten genau der gleiche Gedanke durch den Kopf ging.

„Hm“, brummte der holografische Doktor vor sich hin, als er die gesammelten Tricorderdaten studierte, die Tuvok übermittelt hatte. Schon mehrmals in den letzten zehn Minuten hatte der Doktor ähnliche Laute von sich gegeben, aber sich noch nicht dazu überwunden, eine Diagnose abzugeben. Den redseligen Doktor mal sprachlos zu erleben, hätte Janeway an jedem anderen Tag für die Wartezeit entschädigt. Aber inzwischen rutschte sie nur noch ungeduldig auf ihrem Sessel neben dem Diagnosetisch umher und die sterile Umgebung im Analyselabor der medizinischen Zentralanstalt der Sternenflotte hatte bereits jeglichen visuellen Reiz verloren. Das einzige, was sie in diesem Raum noch hielt, war die Erwartung einer klaren Aussage des Doktors. Was stimmte nicht mit Shinzon? Und konnte ihm noch geholfen werden?

„Also, Doktor?“, drängte Janeway ein bisschen. „Was haben Sie herausgefunden?“

Der Doktor schob seinen Sessel etwas zurück und drehte sich so, dass er Janeway in die Augen sehen konnte: „Shinzon ... ist ein Klon.“

„Das weiß ich bereits.“

„Wirklich?“, fragte der Doktor verduzt. „Warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt? Nein, warten Sie, ich weiß schon: Geheimdienstschwachsinn oder so, nicht wahr?“

„Entschuldigung Doktor. Wegen Ihrer Reise nach Myrella letzten Monat sind Sie bereits mit meiner Mission vertraut, weshalb ich mich an Sie gewendet habe und nicht an einen der medizinischen Experten vom Geheimdienst. Aber ich darf trotzdem nicht mehr darüber verraten als notwendig.“

„Das sollten Sie sich besser abgewöhnen“, riet der Doktor. „Hätten Sie mir gleich die Wahrheit über Shinzons Herkunft gesagt, hätte ich uns beiden viel Zeit sparen können.“

Janeway verstand, was der Doktor andeutete: „Dann liegt das Problem daran, dass er ein Klon ist? Aber wieso? Mit den heutigen technologischen Mitteln sollte es doch kein Problem sein, eine gesunde, lebensfähige Kopie eines Menschen zu erzeugen.“

„Im Normalfall würde das stimmen“, bestätigte der Doktor, doch zog er mit einem Seufzen den Bildschirm näher an sich heran, dessen Anzeige er in den letzten Minuten so intensiv studiert hatte, und drehte den Bildschirm so, dass auch Janeway das angezeigte Bild sehen konnte. Janeway wusste, wie schwere Zellschäden unter einem Neutronenmikroskop aussahen und dieses Bild zeigte ihr ein schreckliches Maß an Zerstörung. Ein Wunder, dass Shinzon noch lebte. „Je länger ich die Daten studierte, desto verwirrender wurde es. Wie Sie sagten: Ein unter idealen Bedingungen erzeugter Klon sollte absolut lebensfähig sein. Also liegt der Schluss nahe, dass die Bedingungen von Shinzons Erschaffung alles andere als ideal waren.“

„Er wurde vor 17 Jahren vom Tal'Shiar erschaffen“, informierte Janeway den Doktor. Statt die Arbeit des Doktors weiter durch Geheimniskrämerei zu behindern, wollte sie mit der einzigen Person, die ihr in dieser Sache weiterhelfen konnte, ab jetzt so ehrlich wie möglich sein.

„Das passt“, erwiderte der Doktor mit unverhohlenem Sarkasmus. „Lassen Sie mich raten: Der Klon hätte heimlich das Original ersetzen sollen um für die Romulaner zu spionieren.“

„Das haben Sie gut kombiniert“, stellte Janeway überrascht fest. Aber nach neun Jahren Bekanntschaft – und sogar einer Art sonderbarer Freundschaft – sollte sie eigentlich nichts mehr überraschen, wozu dieses Hologramm fähig war. Doch der Doktor überraschte sie bereits mit seinen nächsten Worten

erneut. In für ihn völlig untypischer Bescheidenheit gab er offen zu: „Die Schlussfolgerung lag auf der Hand. Ein solcher Schaden ...“, er deutete wieder auf die Bildschirmanzeige. „Also so etwas kann nur das Resultat temporaler RNA-Sequenzierung sein. Ein Klonverfahren, das nur angewendet wird, wenn beschleunigtes Altern eines Klons beabsichtigt ist. Ich glaube nicht, dass ein Klon im Kleinkindalter für den Tal'Shiar besonders nützlich gewesen wäre.“

Janeway bestätigte diese Vermutung mit einem Nicken. „Was ist bei Shinzon schiefgelaufen?“

„Ganz einfach: Die Beschleunigung des Alterungsprozesses wurde bei ihm nie ausgelöst oder vielleicht in einer frühen Phase gestoppt. Nur mit Tricorder-Daten allein kann ich das nicht mit Sicherheit sagen. Aber wenn Shinzon vor 17 Jahren den vollen Prozess durchlaufen hätte, würde seine Zellstruktur jetzt nicht zusammenbrechen.“

Und statt Jean-Luc Picard würde jetzt ein romulanischer Spion das Flaggschiff der Sternenflotte kommandieren, kam es Janeway in den Sinn. Natürlich war ihr bewusst, dass Shinzon nicht dafür verantwortlich war, was die Romulaner mit ihm vorgehabt hatten. Aber die Tatsache, dass die Romulaner ihren Plan nie durchgeführt hatten, erleichterte sie einerseits, während es sie andererseits betrübte, dass ein junger Mann deshalb einen qualvollen Tod starb. *Oder doch nicht?*

„Können Sie ihm helfen?“, fragte Janeway geradeheraus. Der Doktor antwortete nicht sofort, aber sie konnte die Antwort bereits in seinem Gesicht ablesen: Ja, er konnte Shinzon helfen. Und nein, es gefiel ihm ganz und gar nicht.

„Sie müssen wirklich verstehen, dass dies nur eine vorübergehende Lösung sein kann“, stellte der Doktor zum wiederholten Mal klar, während er mit Janeway zusammen im Lift ins dritte Untergeschoß der medizinischen Zentralanstalt fuhr. Dort angekommen öffneten sich die Türen zischend und die beiden traten in einen gewaltigen Raum, dessen Wände, Decke und Fußboden in sterilem Weiß gehalten waren. Lange Reihen massiv aussehender und auf Hochglanz polierter Edelstahlschränke säumten das gesamte Untergeschoß soweit das Auge reichte. Das medizinische Archiv der

Sternenflotte war eine gigantische Einrichtung und Janeway fragte sich, wie weit sich dieser unterirdische Raum erstrecken mochte oder ob es gar noch weitere Ebenen gab, die genauso beschaffen waren. Immerhin umfasste das Archiv die medizinischen Daten und organische Proben jedes einzelnen Sternenflottenmitglieds.

Der Doktor trat an ein freistehendes Terminal heran, gab mehrere Zugangscodes ein und fragte schließlich: „Nach wem soll ich suchen?“

Janeway hatte dem Doktor noch nicht gesagt, wessen Klon Shinzon war. Als sie den Namen „Jean-Luc Picard“ aussprach, zog der Doktor überrascht die Augenbrauen hoch und murmelte etwas von Romulanern und „keine halben Sachen“. Er gab den Namen ins Terminal ein und sofort leuchteten auf dem weißen Fußboden rote, pulsierende Punkte auf, die Janeway und den Doktor zum richtigen Aufbewahrungsfach leiteten.

Der Weg schien kein Ende zu nehmen und deshalb nutzte der Doktor die Zeit, um nochmal klarzustellen, warum ihm die von ihm selbst vorgeschlagene Lösung nicht gefiel. Das machte für Janeway aber keinen Unterschied. Sie mochte die Lösung ja auch nicht, aber ihr blieb einfach keine Wahl. „Es gibt für Shinzon keine Rettung“, beteuerte der Doktor. „Mit dieser Prozedur können wir nur ein wenig Lebenszeit erkaufen. Kaum genug, um sich vollständig zu regenerieren, bevor neue Zellschäden auftreten, die ihn unweigerlich umbringen werden.“

„Er braucht nur noch ein paar Wochen“, sagte Janeway und biss sich auf die Lippe. Beinahe hätte sie hinzugefügt: „Danach hat er seine Aufgabe erfüllt.“

Aufgabe erfüllt? Messe ich daran etwa den Wert eines menschlichen Wesens? An seiner reinen Nützlichkeit?, tadelte sie sich in Gedanken. Shinzons Aufgabe war nun mal wichtig. Bei einem Erfolg konnte er Millionen oder gar Milliarden Lebewesen vor dem Tod in einem verheerenden Krieg retten. War das nicht die Verlängerung seines Leidens um ein paar Wochen wert? Dem vulkanischen Credo „Das Wohl der Vielen wiegt schwerer als das Wohl der Wenigen“ nach wahrscheinlich schon.

„Da wären wir“, stellte der Doktor fest. Das Leitsystem hatte die beiden zu einem der unzähligen gleich aussehenden Schränke geführt, dessen mittleres Fach durch einen rot leuchtenden Punkt markiert war. Ansonsten gab es von außen keinen Hinweis darauf, dass sie vor dem Archivfach von Captain Jean-Luc Picard standen.

Der Doktor gab erneut seine Berechtigungs-codes in ein kleines Tastenfeld neben dem Fach ein, worauf es sich zischend öffnete und langsam aus dem Schrank herausfuhr. Weiße, kryogenische Dämpfe stiegen aus dem Inneren auf und als sich der Nebel verzog gab er den Blick auf den Inhalt frei. Er bestand aus einer Reihe isolinerer Speichereinheiten, deren Daten regelmäßig aktualisiert wurden, wenn Jean-Luc Picard sich einer Untersuchung oder Behandlung unterzog. Daneben, von einem blau glühenden Stasis-Feld umgeben, standen in einem Gestell kleine, undurchsichtige Behälter mit aufgedruckten Buchstabenkürzeln, die nur einem ausgebildeten Arzt etwas über deren Inhalt verrieten. Janeway musste aber kein Arzt sein um zu erkennen, was sich in dem transparenten Kunststoffbeutel befand, den der Doktor aus dem Stasis-Feld holte: zwei Liter Blut. Gespendet für das Archiv von Jean-Luc Picard im Laufe mehrerer Jahre. Janeway erkannte, dass der Blutbeutel segmentiert war und mehrere Spenden beinhaltete. Die einzelnen Segmente waren wieder mit Kürzeln versehen, aber auch mit der jeweiligen Sternzeit, zu der das Blut darin abgenommen worden war. Etwas erstaunt stellte Janeway fest, dass jedes der länglichen Segmente prall gefüllt war. Sie hatte fast erwartet, eines leer vorzufinden, aber dann fiel ihr Blick wieder auf die kleinen Behälter im Fach und ihr kam in den Sinn, dass Tuvok vor 23 Jahren das Genmaterial in Form einer Hautzellenprobe oder Haarwurzel an die Romulaner weitergegeben hatte. Warum? Das war noch immer eine unbeantwortete Frage.

Der Doktor versiegelte das Fach wieder, dessen Inhalt sich nun drastisch reduziert hatte. Fast mit einem wehmütigen Blick händigte er Janeway den Blutbeutel aus. Er fühlte sich seltsam in ihrer Hand an, was nicht an der kryogenisch erzeugten Kälte lag. Sie hielt das in der Hand, was durch die Adern eines menschlichen Wesens geflossen war. Kein synthetisches Blut ohne individuelle Eigenschaften, das bei Operationen zum Ausgleich von großem Blutverlust Anwendung fand. Nein, dies war richtiges Blut, entnommen aus den Venen von Jean-Luc Picard und nun bestimmt, seinem geklonten Ebenbild zu helfen.

„Sie wissen, was Sie tun müssen?“

Janeway nickte, als sie den Beutel betrachtete. Der Verschluss der einzelnen Segmente war so gestaltet, dass sie leicht einen Transfusionsschlauch daran

befestigen konnte und den mobilen Bluttauscher, den sie daran befestigen musste, hatte ihr der Doktor schon oben im Analyselabor erklärt.

„Vergessen Sie nicht“, ermahnte der Doktor, „Sie müssen Shinzon die vollen zwei Liter so schnell wie möglich zuführen. Nur dann hat er eine Chance, dass sich sein Zustand stabilisiert.“

„Es besteht wirklich nicht die geringste Hoffnung, dass diese zwei Liter Shinzon vollständig heilen können?“, fragte Janeway nach, obwohl sie die ernüchternde Antwort schon kannte.

„Nicht die geringste. Das einzige, das Shinzons Zustand langfristig stabilisieren könnte, wäre ein vollständiger Blutaustausch. Und die einzige Quelle für kompatibles Blut fliegt meines Wissens nach gerade im Gorn-Sektor umher. Aber selbst wenn ich theoretisch sofort damit beginnen könnte, Jean-Luc Picard Blut abzunehmen, würde es zu lange dauern, bis ich ausreichend gewonnen hätte, um genügend für Shinzons Heilung zur Verfügung zu haben. Ich kann Captain Picard ja nicht auf einen Schlag all sein Blut abnehmen. Selbst wenn ich ihn parallel mit Spenderblut versorge, wäre diese Prozedur für ihn viel zu gefährlich.“

Janeway versuchte diese Tatsache zu akzeptieren, aber doch fragte sie sich, ob Jean-Luc Picard – der Mann, den sie so sehr bewunderte – sogar von so edlem Gemüt wäre, sein Leben für jenes von Shinzon zu geben. Würde der Mann, der die Föderation so oft gerettet und den Frieden gesichert hatte, sein Leben geben, damit sein Klon weiterleben konnte, damit dieser dasselbe tun konnte? Würde Picard selbst zu dem Schluss kommen, dass Shinzon ein ihm würdiger Nachfolger war?

Diese Fragen, die Janeway durch den Kopf gingen, waren natürlich alle nur von hypothetischer Natur, denn Picard und Shinzon würden sich nie begegnen. Picard würde stattdessen an der betazoidischen Hochzeitsfeier von Commander Riker und Counselor Troi teilnehmen, während sein Klon nach erfolgreichem Abschluss seiner Mission schmerzgeplagt seinen letzten Atem aushauchte. Und das war schon der bestmögliche Tod, auf den Shinzon hoffen konnte.

Der Geruch von Schnee lag in der Luft, der Wintereinbruch stand unmittelbar bevor, wenngleich an diesem Tag die Wolkendecke über Little

Falls aufgebrochen war und die kleine Stadt in goldenes Sonnenlicht getaucht wurde.

Tom Paris entspannte sich sofort, als er in der Kleinstadt materialisiert war. Die Menschen gingen hier in gemütlichem Tempo ihren Beschäftigungen nach, hier herrschte nicht die Hektik einer Großstadt vor. Auf den Straßen war auch so gut wie kein Verkehr unterwegs und wenn, dann nur spärlich gefüllte öffentliche Schwebebusse. Solche Verhältnisse wünschte sich Tom auch für San Francisco, denn dann würde er sicher sparsamer mit seinen Transporterprivilegien umgehen.

Seine Ankunft in Little Falls hatte kein Aufsehen erregt, er war in eine menschenleeren Seitenstraße gebeamt. Möglichst unauffällig bleiben, so lautete seine Devise, die auch der Grund war, warum er Zivilkleidung trug. Sternenflottenuniformen waren in Little Falls sicher ein seltener Anblick. Zudem hoffte Tom, dass sein informelles Auftreten hilfreich für das kommende Gespräch sein würde.

Tom folgte dem Ufer des Mississippi River bis zu den kleinen Wasserfällen, nach denen die Stadt benannt war und die kaum diese Bezeichnung verdienten. Nach dem Durchqueren einer Allee erreichte Tom schließlich sein Ziel: Der weiße Bungalow stand in einer Reihe mit Dutzenden weiteren Häusern, die beinahe identisch aussahen und die alle zur selben Wohnsiedlung gehörten. Was diesen Bungalow von den anderen abhob, war die überdachte Veranda, die um das ganze Haus herumführte. An einem der Dachbalken war mittels dicker Ketten eine Bank befestigt, die langsam vor und zurück schwang. Und auf der Bank saßen zwei Frauen, die sich angeregt unterhielten.

Irene Hansen, der das Haus gehörte, war eine robust gebaute, ständig gut gelaunte Frau mittleren Alters, die stundenlang über alles Mögliche reden konnte. Besonders gerne über ihre alte Farm, die sie allerdings vor rund zwei Jahren in die Hände Jüngerer gelegt hatte, um sich ganz dem neuen Familienmitglied zu widmen, das nun neben ihr auf der Verandaschaukel saß: Annika Hansen.

Die junge Frau war – und so objektiv musste Tom selbst als verheirateter Mann sein – eine Ausgeburt der Schönheit. Langes, leicht gewelltes blondes Haar, eine Haut wie aus Porzellan, saphirblauen Augen, pralle rote Lippen und die Figur eines Models, die in dem enganliegenden, geblühten Kleid, das sie heute trug besonders gut zur Geltung kam. Während ihrer Zeit auf der

Voyager hatte Annika verständlicherweise vielen Männern den Kopf verdreht. Dass es mit einer Ausnahme aber nie zu einer echten Beziehung gekommen war, hing mit Annikas Vergangenheit zusammen. Annika war an Bord der Voyager zur Erde zurückgekehrt, aber nicht auf diesem Schiff in den Delta-Quadranten aufgebrochen. Schon als Kind von den Borg gefangengenommen, assimiliert und ihrer Menschlichkeit beraubt, war es Captain Janeway gewesen, die sie aus den Klauen der Sklaverei des Kollektivs befreit hatte und ihr langsam wieder das Leben in einer menschlichen Gemeinschaft beigebracht hatte. Janeway war eine gute Lehrerin gewesen, aber die Hierarchie und die regulierten Abläufe an Bord eines Raumschiffs, die nicht unähnlich den Funktionen im Borg-Kollektiv waren, hatten dafür gesorgt, dass Annika während der Rückreise zur Erde nicht sämtliche Borg-Attitüden abgelegt hatte. Erst durch den ständigen Kontakt mit ihrer Tante Irene, ihrer engsten noch lebenden Verwandten, hatte sie dies geschafft, beginnend mit dem Tausch ihrer Borg-Bezeichnung „Seven of Nine“ gegen ihren Geburtsnamen, bis hin zu der Operation, durch die ihre wenigen noch äußerlich sichtbaren Borg-Implantate entfernt worden waren. Die Menschen sahen nun nicht mehr das Trauma, das Annika in ihrer Vergangenheit durchgemacht hatte, sondern reagierten auf diese ganz normale – wenngleich wunderschöne – Frau, die sie nun war. Äußerlich gab es nicht mehr den geringsten Hinweis darauf, dass sie einmal eine willenslose Borg-Drohne gewesen war und wenn er sie so ansah, wie sie sich gerade mit ihrer Tante unterhielt, hatte er den Eindruck, als seien auch die Wunden in ihrer Seele nicht mehr präsent.

Tom hasste sich bereits jetzt dafür, diese Wunden wieder aufreißen zu müssen. Er befürchtete, dass allein seine Anwesenheit dies verursachen könnte. Doch bevor er sich dazu überwinden konnte, unvollendeter Dinge wieder von dannen zu ziehen, entdeckte Annika ihn, wie er starrend und erstarrt auf dem Gehsteig vor dem Haus stand. Und zu seiner großen Erleichterung lächelte sie und winkte ihm zu. Ein so menschliches und gewöhnliches Verhalten, das Annika an Bord der Voyager nie gezeigt hatte. Auch während sie sich von der Schaukel erhob, sich kurz bei ihrer Tante entschuldigte und in ihren flachen, weißen Freizeitschuhen über den kurzen Natursteinweg stolzierte, verteilte sich Tom einmal mehr dafür, dass er auch nur in Betracht gezogen hatte, Annika aus ihrer perfekten Welt zu reißen.

Das war's! Ich werde nur mal kurz Hallo sagen, ein bisschen plaudern und dann wieder gehen, schwor sich Tom. Welches Recht habe ich, sie in diese Sache hineinzuziehen? Es gibt sicher eine andere Lösung. Harry braucht nur noch ein wenig mehr Zeit, um sie zu finden.

„Es ist schön, Sie wiederzusehen, Mister Paris“, drückte Annika ihre aufrichtige Freude aus, während sie unmittelbar vor ihm auf dem Gehsteig stehen blieb und ihm die Hand entgegenstreckte.

„Einfach nur Tom“, sagte er und ergriff die angebotene Hand. Damit tat er gleich zwei Dinge, die er vorher noch nie getan hatte. Weder hatte er Annika jemals die Hand geschüttelt, noch ihr in Freundschaft angeboten, ihn mit dem Vornamen anzusprechen. Auf der Voyager war Tom regulärer Offizier gewesen, während Annika trotz ihrer Fähigkeiten lediglich als einfacher Crewman geführt worden war. Das Angebot, nach der Rückkehr in den Alpha-Quadranten für ein halbes Jahr die Sternenflottenakademie zu besuchen um sich als Offizier zu qualifizieren, hatte sie höflich aber bestimmt abgelehnt.

„Seit unserem letzten Treffen ist viel Zeit vergangen“, stellte Annika fest, ohne vorwurfsvoll zu klingen.

„Ähm, ja“, gab Tom zu. „In den letzten zwei Jahren ging es ziemlich drunter und drüber. Ich bin jetzt auf der alten Werfstation im Orbit stationiert. Die Arbeit dort hält mich auf Trab.“ Tom suchte nach einer Möglichkeit, sein unangekündigtes Auftauchen in einer Kleinstadt in Minnesota zu erklären. Aber ihm fiel nicht mehr ein als: „Ich hatte ... gerade ein bisschen Zeit und dachte mir, ich schaue einfach mal vorbei.“

„Tatsächlich?“, fragte Annika überrascht und versteifte sich sofort. In der folgenden Sekunde machte sei eine erstaunliche Wandlung durch: Sie verschränkte die Hände auf ihrem Rücken, drückte das Kreuz leicht durch, hob ihr Kinn ein wenig an und wirkte dadurch, als sähe sie auf Tom herab. Von einem Moment auf den anderen hatte Annika wieder in ihren „Seven of Nine-Modus“ gewechselt. Dazu passte auch ihr sachlicher Tonfall, in dem eine Spur Aggressivität mitschwang und der ideal geeignet gewesen wäre, um ein polizeiliches Verhör zu führen. Wie mitten in einem solchen Verhör fühlte sich Tom plötzlich, als Annika fragte: „Dann sind Sie also nicht hier, um meine Unterstützung bei der Befreiung der inhaftierten Voyager-Crewmitglieder anzufordern?“

Tom zuckte zusammen und zuerst bestand seine einzige Erwiderung aus einem verlegenen Lachen. Eines das aussagen sollte, wie lächerlich Annikas Behauptung war, aber in Wirklichkeit so klang, als wäre er gerade mit der Hand in der Keksdose erwischt worden. Seine folgende Gegenfrage machten die Sache auch nicht besser: „Wie kommen Sie den darauf?“

„Harry Kim“, lautet ihre kurze Antwort.

„Was? Harry hat Ihnen gesagt, wir würden ...“, er unterbrach sich, als er auf dem Gehsteig der gegenüberliegenden Straßenseite ein paar Passanten bemerkte, die ihre Hunde ausführten. Dann sprach er mit gesenkter Stimme weiter: „Er hat Ihnen gesagt, wir würden eine Befreiung planen?“

„Nicht mit so vielen Worten“, gab Annika zu. „Aber ich stehe mit Mister Kim seit einem halben Jahr in regelmäßigem Kontakt und berate ihn bei der Erstellung eines komplexen Computerprogramms.“

Das passte zu Harry, fand Tom. Er musste gewusst haben, wie ungern seine beiden Vorgesetzten Annika um Hilfe bitten würde und hatte sie heimlich auf eigene Faust kontaktiert.

„Mister Kim hat mir nie das vollständige Programm gezeigt“, stellte Annika klar, ehe Tom seinem Ärger über einen seiner besten Freunde lautstark Ausdruck verleihen konnte. „Aber seine spezifischen Fragen und die Programmteile, in die ich Einsicht erhielt, lassen nur einen Schluss zu: Er versucht Zugriff auf ein oktavalverschlüsseltes Sicherheitssystem der Klasse 10 zu erhalten. Und wenn meine Informationen korrekt sind, wird ein so hochentwickeltes Sicherheitssystem lediglich von der Bank von Bolias und der Strafkolonie auf D’Urville Island verwendet.“

„Aha“, war alles, das Tom erwidern konnte. Annikas Schlussfolgerungen waren nicht von der Hand zu weisen. Das galt auch für ihre letzte:

„Ich darf annehmen, dass Sie keinen Banküberfall planen?“

„Ähm, vielleicht danach. Als Flüchtling kann man ein bisschen Kleingeld gut brauchen“, scherzte Tom. Er gab nun endgültig jeden Versuch auf, den ursprünglichen Grund für sein Hiersein zu heucheln. „Annika ... noch kann ich so tun, als wäre ich nie hier gewesen und Sie leben einfach Ihr neues Leben weiter, okay? Wenn Sie mitmachen, können Sie nicht hier bleiben, das ist Ihnen doch klar.“

„Man würde mich sofort der Mittäterschaft verdächtigen“, bestätigte Annika. „Und wahrscheinlich überführen.“ Sie blickte über ihre Schulter zur Veranda,

wo ihre Tante Irene noch immer auf der Bank saß und in einem Magazin blätterte. Dem Umschlag nach ging es darin um Stricken und Häkeln und Tom fragte sich, ob Irene ihrer Nichte dieses Handwerk anlässlich des baldigen Wintereinbruchs beibringen wollte. *Oh mein Gott, bevor ich das lerne, bin ich lieber den Rest meines Lebens auf der Flucht*, dachte Tom.

Annika hingegen blickte mit eindeutiger Wehmut in den Augen zu ihrer Tante. Sie stand nun davor, genau jene Wahl zu treffen, vor die Tom sie niemals stellen wollte. Ein Leben der Normalität und erfüllt mit wahrer Menschlichkeit. Oder ein Leben auf der Flucht, an Bord eines Raumschiffs, wieder reduziert darauf, als Teil eines Teams ihren professionellen Beitrag zu leisten.

Aber muss es denn so sein? Während unserer Rückreise aus dem Delta-Quadranten arbeiteten wir als Sternenflottencrew, weil wir dachten, dass dies die beste Arbeitsweise wäre, um unsere Heimkehr sicherzustellen. Aber nach all dem, was die Sternenflotte unseren Kameraden und Freunden angetan hat, können wir da noch guten Gewissens den Protokollen und Regeln der Flotte folgen? Können wir auf unserer Flucht nicht aufhören, Offiziere zu sein und wieder mehr wie menschliche Wesen agieren? Vielleicht muss Annika ihre neugewonnene Menschlichkeit gar nicht aufgeben und kann trotzdem mit uns kommen.

Wie richtig Tom damit lag, bewies ihm Annika, als sie ihren Blick von der Veranda löste, ihm in die Augen sah und fragte, wie es jenem Mann ging, dem ihr Herz gehörte: „Haben Sie Chakotay in letzter Zeit besucht?“

Nun wusste Tom, wie sich Annika entscheiden würde.

Weißer Wolkchen bildeten sich vor den Nüstern von Grooks Schnauze, als er den schweren Bluttauscher die hohen Treppenstufen nach unten zur Pumpstation schleppte. Der Anticaner hatte darauf bestanden, Janeway beim Tragen zu helfen, denn obwohl das medizinische Gerät als portabel bezeichnet wurde, war es sehr schwer und Janeway war dankbar für Grooks Angebot gewesen, ihr diese Last abzunehmen. Selbst der starke und großgewachsene Anticaner war erleichtert, als er die letzte Stufe hinter sich gebracht hatte.

„Vielen Dank, Grook.“

„War doch selbstverständlich“, erwiderte der Anticaner. „Soll ich Ihnen nicht auch noch beim Hineintragen helfen?“

„Nein, ist schon in Ordnung. Die paar Meter schaffe ich auch allein. Gehen Sie ruhig zurück zur EjDo.“

Grook nickte und sprang trotz der gerade hinter sich gebrachten Anstrengung die hohen Stufen mit erstaunlicher Agilität wieder hinauf zum Landeplatz seines Schiffes. Janeway sah ihm kurz nach, bis er in der Dunkelheit der Nacht außer Sicht geraten war, ergriff dann die beiden Haltegriffe an den Seiten des weißen, ungefähr einen Meter hohen und halben Meter durchmessenden Zylinders und schleppte ihn ins Innere der Pumpstation.

Der unterirdische Zufluchtsort hatte sich seit Janeways erstem Besuch deutlich zum Positiven verändert. Die Felle aus den Frachtcontainern bedeckten einen großen Teil des holprigen Felsbodens. Heizaggregate sorgten für eine angenehme Temperatur und ein paar Fusionslampen brachten Licht ins Dunkel. Allerdings war die Beleuchtung noch immer schummrig, was Shinzon geschuldet war. Wie auch die gebürtigen Remaner, war Shinzon an die Düsternis der sonnenabgewandten Seite von Remus gewöhnt und seine Augen reagierten überempfindlich auf zu helles Licht. Er war bereit gewesen, es zu ertragen, doch Koval hatte darauf bestanden, es Shinzon so angenehm wie möglich zu machen. Die schwebenden Lichtkugeln und das von der Kommunikationskonsole ausgehende Bildschirmleuchten waren mehr als ausreichend, um sich in der Höhle nicht zu verirren. Und so sah Janeway gleich nach dem Betreten der Pumpstation, dass neben Koval, Tuvok und Shinzon noch eine weitere Person anwesend war und die Janeway unbekannt war. Trotz der Wärme in der Höhle erschauerte sie bei dem Anblick, der sich ihr bot:

Auf einem Feldbett zusammengekauert lag die ausgemergelte Gestalt von Shinzon, nackt, schweißgebadet und am ganzen Leib bebend. Seine Haut zeigte erste Anzeichen von Zellverfall, war blau angelaufen, was auch für seine Kopfhaut galt, die Janeway deutlich sehen konnte. Nur noch ein paar Haarbüschel im Bereich der Schläfen waren von seinem dichten, braunen Haarschopf geblieben. Und selbst dieser Rest wirkte tot.

Und als ob der Anblick von Shinzons verfallendem Körper noch nicht schlimm genug wäre, kniete neben seinem Bett eine monströse, an den

sagenumwobenen Vampir Nosferatu erinnernde Gestalt mit grauer Haut, gelben Augen, spitzen und über die Unterlippe ragenden Zähnen und fledermausartigen Ohren. Und diese Gestalt – ein Remaner, wie Janeway nach einem kurzen Schock klar wurde – legte dem sich windenden Shinzon die rechte Hand flach auf die nackte Brust, als wolle er ihm seine Lebensgeister rauben. Und tatsächlich wurde Shinzons Atmung ruhiger, sein unentwegtes Stöhnen leiser.

„Meine Güte“, flüsterte Janeway vor sich hin. Sie wagte es nicht, sich weiter zu nähern, was aber auch gar nicht nötig war. Koval und Tuvok waren bereits auf sie aufmerksam geworden und traten an sie heran. Während sie das taten, blieben auch ihre misstrauischen Blicke auf das Schauspiel gerichtet, das sich am Feldbett abspielte.

„Sein Name ist Varkuruk“, sagte Koval und deutete mit einer Kopfbewegung zum Remaner, der seine gelben Augen nicht von Shinzon abwendete und auch sonst nicht auf Janeways Ankunft reagierte. „Er ist Shinzons Erster Offizier auf der Zulanga und sein Freund und Beschützer seit Shinzons Kindheit.“

Janeway schüttelte nur den Kopf und stellte sich vor, was in einem Kind vorgegangen sein muss, um sich einem solchen Beschützer anzuvertrauen. In welcher Hölle musste Shinzons aufgewachsen sein, wenn sein engster Verbündeter wie ein seelenfressendes Monstrum aussah? „Was tut er da?“

„Varkuruk gehört zu den wenigen Remanern, die über telepathische Fähigkeiten verfügen“, erklärte Tuvok. „Er kennt eine Technik, mit dem er Shinzons Leiden etwas lindern kann, aber er stößt bereits an die Grenzen seines Könnens.“ Tuvok sah zum Bluttauscher hinab, den Janeway inzwischen abgestellt hatte und fragte: „Haben Sie eine Möglichkeit entdeckt, um Shinzon zu helfen?“

Janeway sah selbst hinab auf das unscheinbar wirkende Gerät und fragte sich dasselbe. War es wirklich eine Hilfe? Oder tat das Gerät nur das, was auch Varkuruk mit seinen telepathischen Fähigkeiten vollbrachte? Eine kleine Verlängerung des Lebens, ein Hinauszögern des Unausweichlichen. Nicht um des eigenen Lebens willen, sondern nur, um für andere eine letzte Aufgabe zu vollenden. „Ich weiß nicht, ob ich ihm damit helfe. Aber er wird zumindest lange genug leben, um Koval dabei zu unterstützen, neuer Praetor zu werden. Reicht das?“

Wie erwartet antworteten weder Koval noch Tuvok auf Janeways provokante Frage. Varkuruk richtete sich inzwischen auf, was Janeway zum Anlass nahm, den Bluttauscher aufzuheben und mit dem Gerät an Shinzons Bett heranzutreten. Der Remaner musterte sie aus – zumindest nahm sie es an – misstrauischen Augen, schwieg jedoch. Er reagierte auch nicht auf ihr Zunicken, sondern blieb ungefähr einen Meter vom Feldbett entfernt regungslos stehen und beschränkte sich aufs Beobachten wobei seine eigene Miene unlesbar blieb.

Zu Janeways Überraschung war Shinzon bei Bewusstsein. Die Spuren der Schmerzkrämpfe der letzten Tage waren durch Varkuruks Behandlung nicht verschwunden und Shinzon wirkte weiterhin sehr erschöpft, war aber bei klarem Verstand. „Admiral“, grüßte der junge Mann mit krächzender Stimme und über seine spröden Lippen huschte sogar so etwas wie ein Lächeln. Vermutlich versprach er sich aus ihrer Rückkehr nach Myrella Heilung. Oder Erlösung.

„Hallo, Shinzon“, grüßte sie zurück. Ihre eigene Stimme, so stellte Janeway fest, klang sehr bedrückt, obwohl sie sich um Contenance bemühte. Aber Tatsache war, dass ihr der junge Mann vor ihr einfach nur leid tat. Sie hatte im Laufe ihrer Sternenflottenkarriere schon viele junge Männer unter ihrem Kommando sterben sehen, aber noch selten hatte sie deren Schicksal so sehr bewegt, wie der Anblick des langsam und qualvoll dahinsiechenden Shinzon. Janeway kniete sich neben das Feldbett und spürte die Hitze, die von seinem Leib ausging. Er hatte starkes Fieber und Janeway konnte sich nur fragen, ob sich der junge Mann so fühlte, als würde er bei lebendigem Leibe verbrennen. In gewisser Hinsicht war das auch der Fall. Obwohl ihm unvorstellbar heiß sein musste, tastete er mit einer Hand auf den Boden und ergriff eine graue Decke, die zum Feldbett gehörte. Er zog sie zu sich hoch und bedeckte damit beschämt seinen Intimbereich.

Janeway bemühte sich, nicht über diese Geste des Anstands zu lächeln und legte dem sterbenden Mann sanft eine Hand auf die glühende Stirn. „Keine Sorge. Ich habe hin und wieder schon mal einen nackten Mann gesehen. Nichts, was mich schockieren würde.“

„Daran habe ich ... keinen Zweifel“, brachte Shinzon mühevoll hervor. „Sie sind nur die erste ... menschliche Frau ... die ich getroffen habe.“ Shinzon lachte verlegen. „Ich hätte mir andere Umstände gewünscht ...“

Janeway verstand, was er meinte und bemerkte, wie ihre eigenen Wangen vor Verlegenheit zu Glühen begannen. „Schon in Ordnung.“

Dann schob sie den Bluttauscher näher an sich heran und aktivierte den Öffnungsmechanismus. Der weiße Zylinder klappte an mehreren Stellen auf und offenbarte ein kompliziert aussehendes Innenleben. Schläuche, Pumpen, Displays und im Zentrum von allem, hing der Blutbeutel aus dem medizinischen Archiv. Wie es ihr der Doktor gezeigt hatte, aktivierte sie das Gerät und schloss die Schläuche an, die zwei Liter von Shinzons Blut absaugen sollten, während ein anderer Schlauch Jean-Luc Picards Blut in Shinzons Blutkreislauf einführen sollte. Das Verfahren war heikel, Janeway musste genau den Anleitungen folgen, um nicht zu riskieren, zu viel von Picards Blut wieder abzusaugen. Um die ganze Prozedur nicht wirkungslos zu machen, musste Shinzon zuerst eine beachtliche Menge Blut abgenommen werden, doch in seinem derzeitigen Zustand war er zu schwach, um eine so radikale Blutabnahme zu überstehen. Janeway entnahm einem Fach ein vorbereitetes Hypospray mit einem Aufputzmittel. Es würde Shinzon lange genug stärken. Sie drückte ihm die Spitze des Hyposprays gegen die Halsschlagader und injizierte das Mittel. Sofort atmete Shinzon kräftig ein. Wie ein Ertrinkender sog er kräftig Sauerstoff in seine Lungen, als ob er fürchten müsste, jeden Moment wieder unter die Wasseroberfläche gezerrt zu werden. Shinzons Augen weiteten sich und seine erschlafften Muskeln spannten sich wieder an. Aus den Augenwinkeln bemerkte Janeway, dass Varkuruk einen halben Schritt nähergetreten war, offenbar bereit, Shinzon mit seiner Telepathie zu helfen, sollte es nötig werden. Doch Shinzons Anspannung ging nicht in einen schmerzvollen Krampf über und so hielt der Remaner inne, blieb jedoch direkt neben dem Feldbett stehen.

„Was immer Sie getan haben wirkt“, sagte Shinzon, dessen Stimme nun ebenfalls wieder kräftiger klang.

„Es ist nur ein einfaches Stärkungsmittel“, beschwichtigte Janeway. „Es wird erst in zwei oder drei Minuten die volle Wirkung entfaltet haben und dann vielleicht eine Stunde anhalten. Lange genug hoffentlich.“

„Lange genug für was?“, wollte Shinzon wissen.

Janeway sah keinen Grund, es ihm zu verschweigen. Zu erfahren, was mit seinem Körper geschah, war sogar das Allermindeste, was ihm zustand. „Ich werde eine Prozedur durchführen, die dafür sorgen wird, dass sich ihre

Körperzellen wieder regenerieren können. Es handelt sich dabei um eine Transfusion von Eigenblut, das nicht vom rapiden Zellverfall betroffen ist.“

„Eigenblut?“, hinterfragte Shinzon die Erläuterung. „Woher haben Sie mein Blut?“

„Nun, das ist kompliziert. Eine Frage, Shinzon: Erinnern Sie sich an Ihre Eltern?“

Er schüttelte den Kopf. „Meine früheste Erinnerung besteht aus hellen, weißen Räumen. Und eines Tages wurde ich fortgeführt und der ewigen Nacht von Remus übergeben, wo ich zum ersten Mal in meinem Leben erfuhr, was Freundschaft ist.“ Er drehte seinen Kopf und sah zu Varkuruk.

„Die hellen, weißen Räume waren medizinische Labore“, ertönte plötzlich eine Stimme hinter Janeway. Es war Tuvok, der näher herantrat und sich neben Janeway ans Kopfende von Shinzons Bett kniete. Sie sah ihm an, dass er nun bereit war zu gestehen, welche Rolle er bei Shinzons Erschaffung gespielt hatte und es ließ sie innerlich aufatmen, dass er es ganz ohne Drängen ihrerseits tat. „Shinzon ... du bist ein Klon. Ein Doppelgänger einer anderen Person. Du wurdest vom Tal'Shiar erschaffen, um diese Person zu ersetzen.“

Shinzons Augen wanderten unruhig durch den Raum, als er diese Information verarbeitete. Welche Gedanken ihm gerade durch den Kopf gingen, konnte Janeway nicht einmal annähernd nachvollziehen. Wie reagierte jemand, der erfuhr, dass er nur die Kopie eines anderen Menschen war? Mit Wut? Verleugnung? Oder gar Selbstaufgabe? Janeway war sich sicher, dass ihre eigene Reaktion aus Trotz bestehen würde. Sie dachte von sich gerne als starke Persönlichkeit. *Da draußen soll eine zweite Kathryn Janeway rumlaufen? Na und? Soll Sie doch, ich bin ich und ich bleibe ich.*

Um Shinzon einschätzen zu können, kannte sie ihn noch nicht lange genug. Aber er war ein erfolgreicher Raumschiffkapitän und ein listenreicher Feldherr. Das wäre er nicht geworden, wenn er über kein Ego verfügte.

Shinzons umherwandernde Augen fanden schließlich Koval und seine Stimme klang vorwurfsvoll, als er nur ein Wort sagte: „Tal'Shiar?“

Nun begriff auch Janeway, dass Koval von Shinzons künstlicher Erzeugung gewusst haben musste. Vor 17 Jahren war er bereits Direktor des romulanischen Geheimdienstes gewesen und das Projekt, das darauf abgezielt hatte, Jean-Luc Picard durch einen genetisch vom Original nicht unterscheidbaren Doppelgänger zu ersetzen, musste unter seiner Führung

durchgeführt worden sein. Noch vor seinem Sinneswandel und der Zusammenarbeit mit Admiral Ross.

„Es tut mir leid, Shinzon“, brachte Koval leise hervor. „Dein Leiden, war nie beabsichtigt. Du solltest heranwachsen und zu einem unserer besten Agenten ausgebildet werden. Aber...“ Koval unterbrach sich kurz, bevor er etwas sagte, was Janeway sofort als Lüge erkannte: „Es gab einen Machtwechsel. Das Projekt wurde eingestellt.“

Wenn Shinzon ebenfalls erkannte, dass Koval log, dann ließ er es sich nicht anmerken. Allerdings waren die Gesichtszüge in seinem Zustand genauso schwer lesbar wie jene Varkuruks. „Warum ... Warum lebe ich dann noch?“, fragte er schließlich und Koval erwiderte – diesmal ohne den Schatten der Lüge, der auf seine Worte fiel:

„Ich tat alles, um das Kind, das du damals warst, zu beschützen und sorgte dafür, dass du nach Remus deportiert wurdest. Ein besseres Schicksal, als in einer Eindämmungskammer wie ein unerwünschtes Genexperiment aufgelöst zu werden. Das dachte ich zumindest damals. Aber wenn ich dich heute so sehe ...“

„Shinzon“, unterbrach Janeway Koval. Es wurde Zeit, Dringenderes zu besprechen als die Vergangenheit. Die Zukunft dieses Mannes stand auf dem Spiel und er allein hatte das Recht, darüber zu entscheiden. „Bevor ich die Behandlung beginne, müssen Sie etwas wissen: Ich habe nicht genügend Blut für Sie, um Sie vollständig zu heilen und keine Möglichkeit, ausreichend von Ihrem genetischen Original zu erhalten. Wir zögern das Unvermeidliche nur um ein paar Wochen hinaus. Dann wird es Ihnen wieder genauso schlecht gehen wie heute und egal was wir auch unternehmen, so gibt es keinen Zweifel daran, dass Sie schließlich einen qualvollen Tod sterben werden.“ Shinzons Gesicht zeigte keine Reaktion auf diese unheilvolle Ankündigung. Janeway atmete tief durch, ehe sie fortfuhr: „Es ist nur fair, Ihnen die Wahl zu lassen. Wenn Sie es wünschen, dann erspare ich Ihnen diese verlängerte Wartezeit auf den sicheren Tod und führe die Behandlung nicht durch.“ Demonstrativ legte sie die Hand über den Deaktivierungsschalter des Bluttauschers. Hinter sich hörte sie, wie Koval einen Schritt vortrat, aber verharrte, als Varkuruks Kopf herumschwenkte und sich seine stechenden Augen bedrohlich auf den Romulaner richteten. Kovals Protest blieb ihm im Halse stecken.

Es vergingen lange Sekunden, in denen Shinzon nur auf das finstere Gewölbe der Höhle starrte. Schließlich sagte er: „Leben ist besser als sterben. Egal wie kurz es auch sein mag.“ Er sah nun Janeway entschlossen in die Augen und fügte hinzu: „Beginnen Sie!“

Janeway nickte nur und begann die Vorbereitungen. In ein paar Minuten, würde in dieser Deuteriumpumpstation eine weitere Pumpe in Betrieb genommen werden. Nur diese würde keinen schweren Wasserstoff fördern, sondern ein Leben auf ungewisse – aber bestimmt nur recht kurze – Zeit verlängern.

Doch wie sagte Shinzon? Leben ist besser als sterben.

Tarha wusch sich die Hände über dem verzierten Porzellanwaschbecken. Wie alles in diesem Haus, in dem sie in ihrer Jugend nach der Flucht von Orion viele Jahre gelebt hatte, wirkte auch das Badezimmer antiquiert, aber seine Ausstattung auch sehr kunstvoll verarbeitet. Ohne den kulturellen Hintergrund eines Menschen tat sich Tarha schwer damit, die Faszination für alte Gegenstände von der Erde nachzuvollziehen, aber sie respektierte ihren Adoptivvater und damit auch die Wahl seines Wohnhauses – eine Villa im sogenannten „Kolonialstil“ in Mill Valley, das sich seit Jahrhunderten im Familienbesitz befand. Am besten hatte Tarha an diesem Haus stets gefallen, dass es ganz anders aussah, als alles, was es auf Orion gab. Das hatte sie aber dennoch nicht davor bewahrt, nach Eintritt in die Sternenflottenakademie in eine moderne Wohnung in San Francisco umzuziehen, die zwar architektonisch weniger außergewöhnlich war, aber dafür die Annehmlichkeiten des 24. Jahrhunderts bot. Als Gast übers Wochenende kehrte sie aber gerne in dieses Haus zurück, was auch daran lag, dass diese Anlässe zu den wenigen Gelegenheiten gehörten, in denen Admiral Ross und Lieutenant Tarha wirklich wie Vater und Tochter miteinander reden konnten, ohne die Förmlichkeit, die ihnen ihre Dienstuniformen aufzwangen.

„Es ist angerichtet, Tarha!“, hörte sie die Stimme einer Frau von der anderen Seite der weißlackierten Holztür rufen. Die Stimme gehörte Natalia, Bill Ross' Frau, die er vor nicht einmal zwei Jahren geheiratet hatte. Tarha hatte Natalia seitdem nicht besonders gut kennengelernt, der Altersunterschied war einfach

zu groß und sie hatten zu wenig gemeinsam, um wirklich tiefergehende Gespräche zu führen. Aber Tarha wusste zumindest ein paar Dinge über Natalia: Sie war außerordentlich freundlich und sie machte Bill glücklich. Und als ob das noch nicht reichen würde, um sie zu mögen, war sie auch noch eine hervorragende Köchin. Ein außerordentlich gutes Argument, um sich schleunigst ins Esszimmer zu begeben.

Tarha trocknete ihre Hände am Gästehandtuch ab und wollte das Badezimmer bereits verlassen, als ihr einfiel, dass sie ihr Medikament noch nicht eingenommen hatte. Sie schob ihren fliederfarbenen Rock etwas hoch und zog am Reißverschluss eines farblich zum Rock passenden, flach an ihren rechten Oberschenkel geschnallten Täschchens. Dieses besondere Spionageequipment zog Tarha auch privat jeder Handtasche vor. Solche unauffällig tragbaren Täschchen trug Tarha stets bei sich und enthielten je nach Anlass die verschiedensten Gegenstände – von Make-up bis hin zu einem winzigen Klasse-1-Handphaser.

Fast immer – ausgenommen ein Geheimdiensteinsatz erforderte es nicht – war ein Tablettenetui enthalten, das runde, rötliche Pillen enthielt. Tarha hatte sich angewöhnt, dieses Medikament jeden Tag vor dem Mittagessen zu nehmen. Es handelte sich im Wesentlichen um dasselbe Mittel, das ihr damals im Matronenpalast täglich injiziert worden war, um ihren Pheromonausstoß zu reduzieren.

Natürlich war Tarha nicht besorgt, dass ihr Adoptivvater auf ihren unregelmäßig starken Pheromonausstoß reagieren würde – dazu war Bill Ross seit ihrer ersten Begegnung viel zu diszipliniert gewesen – aber Tarha nahm die Tablette heute vor allem aus Rücksicht auf Natalia.

Die Reaktion menschlicher Frauen auf orionische Pheromone bestand zumeist aus starken Kopfschmerzen. Den Menschen in ihrem Umfeld zuliebe nahm Tarha ihre Medizin sehr gerne. Weitaus lieber als die manchmal sehr schmerzhaften Injektionen auf Orion. Tarha entnahm dem Etui eine der kleinen Tabletten, nahm sie ein und schluckte sie rasch hinunter, bevor sich der leicht bittere Geschmack in ihrer Mundhöhle ausbreiten konnte. Wenn Tarha eines nicht wollte, dann unmittelbar vor Natalias Festmahl ihre Geschmacksknospen beleidigen.

Und ein Festmahl wurde es wirklich. Zwei Stunden und ein 4-Gänge-Menü später, dessen Höhepunkt ein französisches Lammragout gewesen war, hing

Tarha mehr in ihrem Stuhl als dass sie saß. Sie fragte sich, wie sie so viel gutes Essen in ihren kleinen Körper hineingebracht hatte und wusste, dass sie die nächsten beiden Tage fasten würde. Ein Preis, den sie für den Genuss von Natalias Köstlichkeiten gerne bereit war zu zahlen.

Aus der Küche drang das Summen des Ultraschallgeschirrspülers und Natalia setzte sich wieder an den inzwischen leergeräumten Tisch im klassisch eingerichteten Esszimmer, einem der größten Räume des Hauses. Natalia – eine Frau von Ende Vierzig mit leicht angegrautem roten Haar, einen Kopf größer als Tarha und graziös gebaut – zeigte nicht das geringste Anzeichen von Erschöpfung, obwohl sie den halben Tag gekocht hatte. Selbst dass sie vor ein paar Minuten jede Menge schmutziges Geschirr und Besteck in den Spüler sortiert hatte, war ihr nicht anzusehen. Nicht einmal der dünne Schweißfilm zeichnete sich auf ihrer hellen Haut ab, ihre Schminke war makellos und statt nach Reinigungsmitteln duftete sie nach einer Blumenwiese. Tarha fand, dass es Natalia mit dem Parfüm etwas übertrieb, aber andererseits verfügten Orioner über einen sehr feinen Geruchssinn. Bill dürfte die Intensität von Natalias Parfüm durchaus zusagen, zumindest lächelte er ihr zu, griff schräg über den Tisch und umfasste zärtlich Natalias Hand. „Wie immer außergewöhnlich“, kommentierte er und ließ dabei offen, ob er sich auf das Mahl oder die Schönheit seiner Frau bezog.

Tarha fand es schön, dass ihr Adoptivvater nicht mehr allein in diesem großen Haus leben musste. Während des Dominion-Krieges und seinen Stationierungen auf verschiedenen Sternenbasen hatte er natürlich nur selten längere Zeit hier gewohnt, aber nun, da er dauerhaft auf der Erde arbeitete, war Tarha froh, dass Bill jemanden hatte, der für ihn da war.

Die Zeit verging, es wurde später Nachmittag und sie redeten über dieses und jenes. Und schließlich geschah das Unvermeidbare: Es wurde über den Dienst gesprochen. Erstaunlicherweise war es diesmal Natalia, die das Thema zuerst anschnitt: „Und, Tarha, wie sehen deine nächsten Aufgaben aus? Bist du schon einer neuen Mission zugeteilt worden?“

Über vertrauliche Angelegenheiten zu reden ließ sich kaum vermeiden, wenn zwei von drei Familienmitgliedern beim Sternenflottengeheimdienst arbeiteten und daher hatte Bill dafür gesorgt, dass seine Ehefrau eine Verschwiegenheitsverpflichtung unterzeichnen durfte, damit die Geheimnisse, die Bill ständig in seinem Hinterkopf mit sich führte, nicht das normale Leben

beeinflussten und zu einem trennenden Graben wurden, der zwischen ihm und seiner Frau stand. Eine solche Regelung war für die höchsten Geheimnisträger der Föderation durchaus üblich und im Falle von Natalia war die Durchführung besonders einfach gewesen, da sie im Öffentlichen Dienst arbeitete. Sie war in der Verwaltung von Tiburon (die Gemeinde rund zehn Kilometer östlich von Mill Valley, nicht der gleichnamige Planet im Omega Fornacis-System) beschäftigt und war es daher gewohnt, mit vertraulichen Informationen gewissenhaft umzugehen.

„Ehrlich gesagt warte ich noch auf eine neue Aufgabe“, sagte Tarha und ihr vorwurfsvoller Tonfall galt ganz und gar ihrem Adoptivvater. Gegen ihren ausdrücklichen Wunsch hatte er Tarha von Admiral Janeways Mission auf Myrella abgezogen. Er hatte nicht einmal versucht, eine Ausrede zu finden, sondern seiner Tochter einfach nur gesagt, dass er die Mission für zu gefährlich hielt. Ein Hohn, bedachte man, an welchen Einsätzen sich Tarha in den letzten Jahren beteiligt hatte. Aber Bill hatte insistiert und deutlich gemacht, dass er nicht wollte, dass Tarha irgendwie mit Janeways Mission in Verbindung gebracht wurde.

„Derzeit konzentrieren sich alle Abteilungen auf die Romulaner-Situation“, warf Bill ein. „Es sind nicht viele Ressourcen für andere aufwändige Missionen frei, die über reine Observation hinausgehen.“

„Und warum schickst du Tarha nicht einfach auf eine Observierungsmission?“, fragte Natalia und Tarha war erstaunt, dass die Frau für sie Partei ergriff.

„Reine Beobachtung ist wirklich nicht gefährlich“, bekräftigte Tarha ihr Interesse an einer solchen Aufgabe. Alles war besser, als jeden Tag viele Stunden in einer unterirdischen Anlage zu verbringen, während nur ein paar Ebenen weiter oben die kalifornische Sonne schien.

„Vielleicht würde es Tarha gefallen, wieder mal nach Orion zu fliegen“, schlug Natalia vor, aber Tarha schüttelte sofort den Kopf – genau wie ihr Adoptivvater.

„Keine Chance“, sagte Bill. „Orion ist ein viel zu heißes Pflaster für Tarha. Speziell seit sie diese Piratenbande auffliegen ließ.“

„Und wie wäre es mit Stameris oder Verex III?“, schlug Tarha vor. Das waren alliierte Welten, die kulturell von Orion stark beeinflusst worden waren. Sie kannte sich dort aus.

„Warten wir noch, bis sich der Staub gelegt hat“, beschloss Bill. „Der Gedanke, dich auch nur in die Nähe des orionischen Raumgebiets zu schicken, bereitet mir mindestens genauso viel Unbehagen wie die Vorstellung, dich auf verdeckte Mission in die romulanische Hauptstadt zu schicken. Nein, Kleines, nie und nimmer lasse ich das zu. Nur über meine Leiche!“ Bill lehnte sich zurück und verschränkte die Arme vor seiner Brust. Tarha wusste, dass das Thema damit erledigt war. Nicht weil seine Gestik abweisend war, sondern weil er sie „Kleines“ genannt hatte. Wenn er sie mit diesem Kosenamen bedachte, dann war jede weitere Argumentation sinnlos.

„Wer hätte gedacht, dass der ehemalige Leiter des Tal'Shiar ein so schlechter Lügner ist“, sprach Janeway aus, was ihr bereits seit ein paar Stunden durch den Kopf ging.

Wie aus den Gedanken gerissen zuckte Koval hoch und fragte sich, ob er richtig verstanden hatte: „Wie bitte?“

„Ein Machtwechsel?“, wiederholte Janeway Kovals Behauptung und deutete hinüber zur anderen Seite der Höhle, wo Varkuruk außer Hörweite unbeweglich wie eine Statue dastand, dicht neben Shinzon, der auf dem Feldbett schlief und sich von der Bluttransfusion erholte. Den ersten Analysen nach zu urteilen schien die Behandlung zu wirken. Erste Regenerationseffekte in Form von Proteinbiosynthese ließen sich bereits feststellen.

„Soll ich wirklich glauben, dass ein Machtwechsel dafür gesorgt hat, dass Shinzons Alterungsprozess nie beendet wurde und der Tal'Shiar sich die Chance entgehen ließ, einen ihrer Agenten auf einem Schiff der Galaxy-Klasse zu installieren?“

„Die neue Führung fürchtete die Reaktion der Föderation, sollte Shinzon jemals ...“ Koval kam nicht dazu, seine Lüge mit weiteren Details auszuschnüffeln, denn Tuvok unterbrach ihn:

„Das Projekt wurde sabotiert. Genauer gesagt: Ich habe es sabotiert.“

„Sie, Tuvok?“, fragten Janeway und Koval wie aus einem Mund, nur um sich daraufhin anzustarren. Keiner von ihnen hätte wohl gedacht, dass der jeweils andere darüber von Tuvok im Unklaren gelassen worden war.

„Ja“, bestätigte der Vulkanier. „Vor 17 Jahren arbeitete ich als Spion der Föderation für den Tal'Shiar. Ich hatte mich im Laufe der Zeit in eine mittelmäßige Position hochgearbeitet, aber sie reichte aus, um von der geplanten Ersetzung eines Sternenflotten-Captains durch einen Klon zu erfahren. Ab diesem Zeitpunkt tat ich alles, um an diesem Vorhaben beteiligt zu werden und seinen Erfolg zu vereiteln.“

„Sie entwendeten das Genmaterial aus dem medizinischen Archiv.“

„Korrekt, Admiral. Und ich ließ es in einem Labor des Daystrom-Instituts verändern, damit es für die Romulaner nutzlos wurde.“

„Ja, wirklich nutzlos“, kommentierte Koval, der beleidigt klang. Vermutlich war er enttäuscht, dass Tuvok ihm trotz der Freundschaft, die sich Jahre später zwischen ihnen entwickelt hatte, diese Geschichte noch nie erzählt hatte. „Wir hatten den perfekten Kandidaten. Den Captain der Enterprise. Er war ohne starke familiäre oder freundschaftliche Bindungen. Und einen Großteil seiner Führungscrew hatte er zusammen mit seinem vorherigen Schiff bei Maxia Zeta verloren. Die Chancen standen gut, dass er an Bord der Enterprise niemals jemandem begegnen würde, der ihn von einem sorgfältig vorbereiteten Klon hätte unterscheiden könnte. Hätte der Tal'Shiar unter meiner Führung einen solchen Erfolg verbuchen können, wäre ich wahrscheinlich schon damals vom Fortführungskomitee zum Nachfolger des Praetors ernannt worden. Aber eine unbrauchbare – nein, ich korrigiere mich – eine *manipulierte* Haarwurzel hat das zunichte gemacht.“

„Es war etwas mehr als nur eine Haarwurzel“, entgegnete Tuvok. „Aber das Resultat stimmt. Es war möglich, einen Klon zu erzeugen, aber unmöglich, ihn heranwachsen zu lassen.“

„Ja. Zwar war Shinzon innerhalb von Tagen von etwas, das in einer Petrischale schwamm, zu einem ungefähr sieben oder achtjährigen Kind geworden, aber unsere Wissenschaftler stellten fest, dass sie den künstlichen Alterungsprozess nicht weitertreiben konnten, ohne Shinzon dabei zu töten. Also mussten wir das Projekt einstellen“, erklärte Koval.

Jetzt, wo die ganze Wahrheit vor ihr ausgebreitet lag, konnte Janeway nicht umhin, als Shinzon einen wehmütigen Blick zuzuwerfen. Der junge Mann litt und es war alles nicht seine Schuld. „Das bedeutet also, dass Shinzon nur deshalb an den Spätfolgen eines unterbrochenen Alterungsprozesses leidet,

weil Sie, Tuvok, Genmaterial geliefert haben, das für diesen Prozess nicht geeignet war?“

„Der Sternenflottengeheimdienst war damals natürlich informiert“, rechtfertigte sich der Vulkanier. „Es handelte sich um eine verdeckte Operation, genau wie diese hier.“

„Also noch schlimmer: Die Sternenflotte ist an Shinzons Zustand schuld“, sagte Janeway seufzend und wandte sich den beiden Männern wieder zu: „Damit das klar ist: Was wir gerade besprochen haben, darf Shinzon niemals erfahren. Er mag nicht mehr lange leben, aber dieses Wissen darf er einfach nicht erlangen. Er würde keinem von uns jemals wieder vertrauen. Und für Sie, Koval, würde er ganz sicher nicht mehr arbeiten wollen. Bleiben Sie also bei der Version, dass ein Machtwechsel zur Beendigung des Projekts geführt hat.“

Das romulanische Volk war entstanden, als eine Gruppe Wagemutiger vor 2.000 Jahren den Planeten Vulkan verlassen hatten, weil sie sich gegen Ende eines verheerenden Bürgerkrieges nicht der neuen Philosophie von Frieden, Logik und Emotionslosigkeit hingeben wollten. Und obwohl dieser Exodus zur Bildung zweier sehr unterschiedlicher Gesellschaften geführt hatte, ähnelten sich Vulkanier und Romulaner nach 2.000 Jahren getrennter Evolution in Sachen Erbgut noch immer sehr. Etwas, das keineswegs über die Remaner behauptet werden konnte.

Ihr monströses Erscheinungsbild verdankten sie radikalen und rücksichtslosen Experimenten. Durchgeführt an verurteilten Verbrechern, damit sie noch effektiver zur Zwangsarbeit in den Minen von Remus eingesetzt werden konnten. Diese neue, künstlich hergestellte Spezies namens Remaner war mit optimierter Sehkraft ausgestattet, um in den Tiefen der Bergwerke und in der ewigen Nacht der stets der Sonne abgewandten Seite des Planeten Remus besser sehen zu können. Ihre Haut war dick und ledrig, um sie besser vor der Kälte in dieser unwirtlichen Umgebung zu schützen.

Was aber nicht verändert worden war, war das Hörvermögen der Remaner. Ihr Gehör war genauso gut wie das eines Vulkaniers oder eines Romulaners, was grundsätzlich schon mal nicht schlecht war. Aber diese Fähigkeit reichte

nicht aus, um ein Gespräch zu belauschen, das fünfzig Meter entfernt mit gedämpften Stimmen geführt wurde. So wie jenes Gespräch, das Admiral Janeway, Tuvok und Koval gerade hinter Varkuruks Rücken geführt hatten. Die drei hatten darauf geachtet, nicht in Hörweite des Remaners miteinander zu sprechen und unter normalen Umständen hätte Varkuruk auf diese Entfernung nur die Stimmen, aber nicht die gesprochenen Worte verstanden.

Aber hier unten in der Pumpstation herrschten keine normalen Umstände! An den felsigen Wänden der remanischen Bergwerke hallten Stimmen noch eine Weile wider und wurden in Form von Echos durch ein weitverzweigtes Tunnelsystem getragen. Die Remaner hatten sich im Laufe der Zeit daran gewöhnt und wussten genau, worauf sie achten mussten, um Worte zu verstehen, die vielleicht hinter zwei oder drei Tunnelabzweigungen ausgesprochen worden waren. Die romulanischen Aufseher waren sich nicht einmal bewusst, dass Remaner auf diese Weise über erstaunliche Distanzen miteinander kommunizieren konnten. Und dieselbe Unwissenheit offenbarte Varkuruk all das, was Admiral Janeway am liebsten geheim gehalten hätte, denn die akustischen Bedingungen hier unten in der Pumpstation ähnelten jenen in den Bergwerksstollen.

Varkuruk ließ es sich nicht ansehen, aber in seinem Inneren brodelte er vor Wut. Seit dem Tage, an dem Shinzon den Planeten Remus erstmals betreten hatte, hatte sich Varkuruk um ihn gekümmert. Shinzon war damals nur ein Kind gewesen, ein junges Exemplar einer seltsam aussehenden Spezies, das von den romulanischen Aufsehern schikaniert wurde. Ein Verhalten, das Varkuruk abscheulich empfunden hatte. Was konnte ein kleiner Junge den Romulanern getan haben, um so viel Verachtung zu verdienen? Und so hatte sich Varkuruk mit seinem von harter Arbeit gestählten Körper schützend vor den Jungen gestellt und die Romulaner allein mit in seinen Augen brennender Entschlossenheit vertrieben. Feiglinge waren sie, alle miteinander.

Von diesem Tag an hatte Varkuruk auf den namenlosen Jungen aufgepasst, ihn gelehrt was es hieß, als Remaner zu leben und ihn schließlich auf den Namen Shinzon getauft. Shinzon war in den folgenden Jahren von einem einfältigen, naiven Jungen zu einem Erwachsenen herangereift, hatte sich trotz seiner Andersartigkeit in der Gesellschaft der Remaner eine Führungsposition erarbeitet und war für seinen Mut und Einsatz sogar von den Romulaner mit einem eigenen Raumschiff und Verantwortung belohnt worden.

Varkuruk war auf das, was Shinzon erreicht hatte, so stolz wie ein Vater auf seinen Sohn nur sein konnte. Und nun brach es ihm das Herz, dass Shinzon sterben musste. Nicht bei einem riskanten Sprengereinsatz in den Bergwerken, nicht während eines Raumschiffkampfes auf der Brücke der Zulanga und auch nicht in einem Feuergefecht in einer Schlacht auf irgendeinem Planeten. Nein, Shinzon starb, weil er schon vor seiner Erschaffung verraten worden war. Von Tuvok, der für die schlechten Gene verantwortlich war, die Shinzon dahinrafften. Von Koval, der von Shinzons Makel gewusst und es nicht nur gewagt hatte, dem seit seiner Erschaffung im Sterben liegenden Jungen den Gnadenschuss zu verweigern, sondern ihn Jahre später als Wegbereiter für seinen eigenen Aufstieg zum Praetor ausbeuten wollte.

Selbst wenn uns ein Romulaner einen Alliierten nennt, sind wir trotzdem nur Sklaven, die von ihm ausgenutzt werden, lautete Varkuruks bittere Erkenntnis, die er nicht für sich behalten wollte.

Er kniete neben das Bett des schlafenden Shinzon. Der junge Mensch schlief fest, doch das war kein Hinderungsgrund. Varkuruk war schon oft in Shinzons Träume eingedrungen, was eine sehr sanfte Methode darstellte, um die Gedanken zu teilen. Varkuruk legte eine Handfläche an Shinzons Wange und hoffte darauf, dass es aus der Ferne so aussah, als würde er dem leidgeprüften Mann lediglich Trost spenden. In Wahrheit etablierte Varkuruk durch die Berührung eine Verbindung zwischen seinem Geist und jenem von Shinzon. Eine Fähigkeit, über die sehr viele Vulkanier verfügten, die bei den Romulanern äußerst selten auftrat und sich bei den Remanern schon seit Generationen nicht mehr manifestiert hatte – bis zu Varkuruks Geburt. Soweit er wusste, war er momentan der einzige Remaner, der über telepathische Fähigkeiten verfügte, was auch ihm zu einem besonderen Status in der remanischen Gesellschaft verholfen hatte.

Hörst du mich, Shinzon?

Im Schlaf gab es weniger geistige Barrieren, die Varkuruk durchbrechen musste, um einen direkten Kontakt mit Shinzon herzustellen und so erhielt Varkuruk fast augenblicklich eine Antwort: *Ja, ich höre dich, mein Freund.*

Ich muss dir etwas mitteilen. Etwas, das dir nicht gefallen wird.

Das Äquivalent eines Lachens schlug Varkuruk entgegen: *Mach' dir da mal keine Sorgen. Ich habe heute schon genug erfahren, das mir nicht gefällt. Eine schlechte Neuigkeit mehr verkrafte ich auch noch.*

Varkuruk ließ sich von Shinzons Galgenhumor nicht anstecken und projizierte über die mentale Brücke Ernsthaftigkeit. Shinzons geistiges Lachen erstarb, als er sie wahrnahm. *Shinzon ... du wurdest verraten!*

Und dann übermittelte Varkuruk all das, was er gehört hatte. Ein Schwall an Information und Emotionen, der Shinzon unvermittelt traf. Für ein paar Sekunden kam keine Reaktion zurück. Doch schließlich vermischte sich Varkuruks Zorn mit Shinzons Zorn bis sie untrennbar voneinander waren.

Das ist ungeheuerlich, empörte sich Shinzon. *Nach all den langen Gesprächen, die ich mit Tuvok an Bord der Zulanga geführt habe, hatte ich ihn sogar als meinen Freund betrachtet. Er wusste so viel über mich. Und jetzt weiß ich, warum: Er sollte mich ermorden, bevor ich erschaffen wurde!*

Tuvok ist nicht allein verantwortlich, erinnerte Varkuruk. *Die Sternenflotte selbst wusste Bescheid. Und sie hätte nicht auf diese abscheuliche Weise handeln können, wenn der Tal'Shiar nicht die Idee zu deiner Erschaffung gehabt hätte.*

Koval!

Ja, bestätigte Varkuruk. *Er war damals verantwortlich. Vielleicht nicht direkt in das Projekt eingebunden, aber er wusste, was unter seiner Führung innerhalb der Mauern geschah, die den Tal'Shiar umgeben.*

Ein Anflug von Verzweiflung schlug Varkuruk entgegen, der jedoch schnell ersetzt wurde durch neuerlich auflodernden Zorn. Aber dahinter entdeckte Varkuruk, dass sich Shinzon auch noch andere Gedanken machte. Ein Plan nahm Gestalt an. *Teile deine Gedanken mit mir*, forderte Varkuruk.

Ich kann Koval nicht mehr dienen. Es wäre ... pervers. Abartig! Warum soll ich den Rest meines kurzen Lebens damit verschwenden, jenen Leuten zu helfen, die an meinem Zustand schuld sind?

Du hast recht, Shinzon. Sag' mir, was ich tun soll. Ich habe ein Messer dabei, ich könnte ...

Nein, nein!, hielt Shinzon Varkuruk zurück. Es hätte dem Remaner nichts ausgemacht, zu grober Gewalt zu greifen. Zuerst hätte er Tuvok und Koval aufgeschlitzt, dann die schwächliche Menschenfrau. Den würdigsten Gegner – den Anticaner im Raumschiff an der Oberfläche – hätte er sich bis zum Schluss aufgespart. Doch Shinzon war klar dagegen, das spürte Varkuruk deutlich. Stattdessen plante Shinzon etwas ganz anderes: *Ich werde für Koval die Botengänge erledigen.*

Was? Varkuruk konnte das nicht verstehen. Gerade eben waren sie sich noch einig gewesen, dass es Koval nicht verdiente, von Shinzons Hilfe zu profitieren.

Beruhige dich, mein Freund, beschwichtigte Shinzon. *Ich werde die Minengilde im Boshalla-System aufsuchen, mich mit Kovals Unterstützern treffen und sie davon überzeugen, sich gegen Praetor Hiren zu wenden. Ich werde sogar mit Senatorin Tal'aura reden. Jeden Termin, den Koval arrangiert hat, werde ich wahrnehmen. Aber ich werde sie nicht auf seine Seite ziehen, sondern auf meine! All das Wissen, das mir Koval vermittelt hat, werde ich zu meinen Gunsten einsetzen. Ich verrate ihn, wie er mich verraten hat.*

Ja, das ist eine gute Idee, bestätigte Varkuruk, der keinen Zweifel hegte, dass Shinzon dabei Erfolg haben würde. Das war der perfekte Racheplan. *Kovals Traum, Praetor zu werden, wird nie in Erfüllung gehen.*

Aber damit endet es noch nicht, versprach Shinzon. *Wenn sich alles so entwickelt, wie es mir vorschwebt, werde ich selbst zum nächsten Praetor. Einer, der keine Marionette der Föderation sein wird, sondern der Föderation das Messer an den Hals hält und von ihr alles verlangen kann. Auch mein Leben.*

Varkuruk schwieg. Er sah in Shinzons Gedanken und erkannte Überzeugung. Doch er teilte sie nicht. Tief in seinem Inneren wusste Varkuruk, dass die Remaner nicht schlechter waren als die Romulaner, dass ihre Unterdrückung, nur weil sie die Nachkommen von Verbrechern waren, nicht gerecht war und ein remanisches Leben genauso viel wert war wie das aller Romulaner zusammen. Doch Varkuruk war vernünftig genug, die Dinge so zu sehen, wie sie waren und sich nicht den Träumen einer rosigeren Zukunft für sein Volk hinzugeben. *Ein Remaner wird niemals Praetor. Niemals wird der Senat einem Mann vom Schwarzen Felsen diese Macht in die Hände legen.*

Ich habe nicht vor, darauf zu warten, entgegnete Shinzon. *Stattdessen werde ich mir die Macht schon vorher aneignen. Ich werde den Romulanern keine andere Möglichkeit lassen, als mich als ihren neuen Praetor zu akzeptieren. Aber dazu brauche ich deine Hilfe, Varkuruk.*

Meiner Hilfe kannst du dir sicher sein. Solange ich lebe, stehe ich und kämpfe ich an deiner Seite, betonte Varkuruk.

Shinzon war zufrieden. *Ohne dich, mein Freund, könnte ich meinen Plan niemals umsetzen. Gut, beginne damit, unsere Soldaten im Prankor-Tal zu versammeln. Mindestens eine ganze Legion. Aber ziehe keine Schiffe von*

Gizor ab. Die Romulaner interessieren sich zwar nicht besonders für den äußeren Verteidigungsring, aber ich will kein Risiko eingehen. Erst wenn der Angriff erfolgt, sollen die Romulaner erkennen, dass sie die ganze Zeit über den falschen Ort bewacht haben.

Chakotay saß auf einer Bank im Schatten eines Pohutukawa-Baums und las in einem Buch. Sein Rücken war den Gebäuden des Gefängnis-Komplexes zugewandt und er war nahe genug am Meer, um die rauschenden Wellen zu hören, aber gerade weit genug entfernt, um das leise Surren des nächstgelegenen Kraftfeldmastes nicht wahrzunehmen. Wenn es auf D'Urville Island einen Ort gab, den Chakotay als seinen Lieblingsplatz bezeichnen konnte, dann war es dieser hier. Diese Sitzbank im parkähnlich gestalteten Bereich des Gefängnisareals. Wann immer sich die Möglichkeit bot, zog er sich hierhin zurück um für eine Weile zumindest in Gedanken dem Gefängnis zu entfliehen und in die fantasievollen Welten der Literatur einzutauchen.

Nachdem er kurz nach seiner Inhaftierung mit geringer Begeisterung einen zeitgenössischen Roman mit dem Titel „Anslem“ gelesen hatte, hatte er beschlossen, lieber all die klassische Literatur nachzuholen, von denen ein Großteil der Menschen schon seit Jahrhunderten schwärmte. Es war nicht so, dass Chakotay den zeitgenössischen Roman – der, wie ihm gesagt wurde, weit oben in allen Bestseller-Listen rangierte – als schlecht geschrieben gefunden hätte. Aber das Thema – ein junger Mann, der sich einer Widerstandsbewegung anschloss und moralisch Fragwürdiges für ein höheres Ziel tat – war Chakotay einfach zu nahegekommen. Tatsächlich war er zutiefst erschüttert gewesen, wie ähnlich der Charakter Anslem Chakotay vor zehn Jahren war. Die gleiche rebellische Ader, der gleiche Wunsch, Dinge besser zu machen. Selbst wenn es bedeutete, in einen Krieg zu ziehen und andere empfindungsfähige Wesen zu töten. Wie der fiktive Charakter Anslem hatte auch Chakotay während seiner Zeit beim Widerstand stets bedauert, wenn er tödliche Gewalt eingesetzt hatte, um sich und seine Ziele zu erreichen. Aber es war Krieg und kein Krieg konnte ohne Opfer geschlagen werden. So wie auch der Dominion-Krieg, in dem sich die Vereinigte Föderation der Planeten des Mordes an Tausenden Cardassianern schuldig gemacht hatte. Diese Mörder

sah Chakotay nicht auf D'Urville Island, denn es hätte bedeutet, mindestens zwei Drittel aller Sternenflottenoffiziere zu inhaftieren.

Nein, während dieses Krieges war jede Tötung eines cardassianischen Soldaten durch einen Föderationsbürger legitimiert gewesen. Aber nur ein paar Jahre vor diesem offiziell legitimierten Krieg, als sich eine Handvoll Föderationsbürger auf abgelegenen Kolonien nicht mehr von ihren cardassianischen Nachbarn terrorisieren lassen wollten, war dieselbe Handlung noch ein schändliches Verbrechen gewesen und auf die Täter – eine Gruppe, die sich „Maquis“ genannt hatte – war sowohl von den Cardassianern als auch von der Föderation Jagd gemacht worden.

Dabei haben wir nur in einem Krieg gekämpft, redete sich Chakotay stets mit Erfolg ein. Wir wollten den Krieg nicht. Was wir wollten, war in Frieden auf unseren Kolonien zu leben. Aber das war uns verwehrt worden. Als die Föderation und die Sternenflotte nicht gewillt waren, gegen den cardassianischen Terror vorzugehen, wie hätten wir sonst reagieren sollen? Wie hätte ich sonst reagieren sollen? Mir blieb keine andere Wahl als die Sternenflotte zu verlassen. Keine andere Wahl als dieses verdammte Cardassianer-Schiff zu zerstören. Keine andere Wahl, als für diese Tat sieben Jahre später vor einem Tribunal zu lebenslanger Haft verurteilt zu werden.

Chakotay verstand, warum die Sternenflotte ihn verurteilt hatte. Der Standpunkt war nachvollziehbar. Aber leider gab es nicht den Willen zum gegenseitigen Verständnis. Vielleicht hatte sich Chakotay von seiner Zeit auf der Voyager täuschen lassen. Dort hatte er Freunde unter den Sternenflottenoffizieren gefunden, die ihm Verständnis und Respekt entgegengebracht hatten, auch wenn sie nicht immer mit ihm einer Meinung gewesen waren. Nachträglich betrachtet war es von ihm töricht gewesen, diese Fairness auch vom Tribunal zu erwarten. Das Urteil war von Flottenadmiral Jack Hayes schon lange Zeit vor der Rückkehr der Voyager festgelegt worden. Heute hatte Chakotay darüber absolute Gewissheit, aber er hatte es schon vor der Rückkehr der Voyager geahnt. Rund ein Jahr vor der Heimkehr, als über das „Pathfinder-Projekt“ erstmals regelmäßige Kontaktaufnahme mit dem Sternenflottenkommando möglich geworden war, hatte Captain Janeway ein Kommuniqué von Admiral Hayes erhalten, in dem er um Informationen zum Status der Maquis-Mitglieder an Bord der Voyager gebeten hatte. Janeway hatte Chakotay diese Nachricht vorgespielt und mit Entrüstung reagiert, denn

sie hatte die Crew der Voyager nur noch als große Gemeinschaft gesehen, in der es keine Rolle spielte, über welchen Weg man an Bord gekommen war. Sternenflottenoffiziere, Maquis-Mitglieder, ehemalige Borg, Talaxianer ... kein Unterschied mehr in den Augen von Kathryn Janeway. Doch Chakotay hatte damals zu ihrer sichtlichen Überraschung anders reagiert. Er hatte gewusst, dass ihre Taten als Maquis-Mitglieder sie irgendwann wieder einholen würden. Damals hatte er beschwichtigend gemeint, es würden noch viele Jahre vergehen, bis sie sich mit diesem Thema auseinandersetzen müssten. Niemand hätte ahnen können, dass nur ein einziges Jahr später eine zukünftige Version von Kathryn Janeway aus einer Zeitanomalie treten und es der Voyager zu ermöglichen sollte, ihre Heimreise um 16 Jahre zu verkürzen. Chakotay war sich sicher, dass diese zukünftige Kathryn Janeway den Verlauf der Geschichte nie verändert hätte, hätte sie gewusst, welchen Einfluss das auf die Schicksale der ehemaligen Maquis-Mitglieder haben würde. Auch in dieser alternativen Zukunft hatte Janeway nur an die Voyager-Gemeinschaft – an ihre Familie – gedacht und nicht berücksichtigt, welche Konsequenzen den einzelnen Individuen blühen könnten. Würde diese ältere Version von Kathryn Janeway jetzt noch leben und sehen, was ihre Zeitreise verursacht hatte, sie würde sich zweifellos die größten Vorwürfe machen. Zumindest musste es der gegenwärtigen Kathryn Janeway so ergehen, denn wenn Chakotay den Andeutungen von B'Elanna Torres glauben durfte, dann braute sich außerhalb der Mauern und Kraftfeldzäune etwas zusammen. B'Elanna hielt sich mit Details zurück, aber alles deutete darauf hin, dass Bemühungen stattfanden, um den Gefängnisaufenthalt der Maquis-Mitglieder drastisch zu verkürzen.

Doch Chakotay gab sich keinen zu großen Hoffnungen hin und betete dafür, dass Kathryn, Tom und Harry dort oben in der Icarus-Werft keinen Unsinn anstellten, der sie selbst nach D'Urville Island brachte.

Mit diesen letzten Gedanken an die Realität schlug er sein Buch – James Joyce' „Ulysses“, ein Klassiker aus dem 20. Jahrhundert und, wenn er den Rezensionen glauben durfte, richtungsweisend für die modernen Romane – auf Seite 37 auf. Der dicke Wälzer würde ihn noch lange Zeit auf Schritt und Tritt begleiten und Chakotay wunderte sich fast ein wenig, dass man ihm gestattet hatte, dieses Buch zu behalten, konnte es aufgrund seiner Schwere und des festen Einbands sicherlich als ganz brauchbare Waffe eingesetzt

werden. *Ich habe schon mit seltsameren Dingen gekämpft*, dachte Chakotay amüsiert.

Wie aufs Stichwort näherte sich einer der Wachmänner über den gepflasterten Weg, der zum Besucherzentrum führte. Erfreut stellte Chakotay fest, dass es sich um einen der netteren Gefängnisaufseher handelte, der ihn ganz sicher nicht „entwaffnen“ würde: Tautoru Wanaka, dem die dunkelblaue Uniform so gar nicht stand. Wie man schon aufgrund seines Namens schließen konnte, war Tautoru ein Maori, ein Mitglied des indigenen Volkes von Neuseeland. Chakotays eigene Vorfahren gehörten einem mittelamerikanischen Indianerstamm an, doch er hatte auch andere indigene Kulturen der Erde studiert – wenngleich vielleicht nicht ganz mit derselben Hingabe wie sein Vater. Doch zu Ehren seines Vaters wie auch seiner Vorfahren trug Chakotay eine auffällige Tätowierung – ein Stammessymbol – über seiner linken Augenbraue, die, wie Tautoru einmal anmerkte, sehr stark den Tätowierungen der Maori ähnelte, dem Ta moko. Tautorus Ta moko war wesentlich prächtiger als Chakotays Tätowierung. Es bedeckte die komplette Stirn und einen Großteil des Kinns, was dem freundlichen Maori ein beinahe teuflisches Aussehen gab, das in starken Kontrast zu den stets nach oben geneigten Mundwinkeln und den strahlenden Augen stand.

„Commander“, grüßte Tautoru freundlich. Er war der einzige Wachmann, der Chakotay – wie auch alle anderen inhaftierten Offiziere – mit dem Rang ansprach. Grundsätzlich nicht falsch, denn Chakotays unehrenhafte Entlassung aus der Sternenflotte würde erst schlagend werden, wenn er aus dem Gefängnis entlassen wurde. Doch es galt allgemein als unüblich, Gefangene mit ihrem Rang anzusprechen, was Tautoru aber nicht zu kümmern schien.

„Wie geht es Ihnen Tautoru?“, fragte Chakotay höflich.

„Sehr gut, danke der Nachfrage“, erwiderte Tautoru. Der Maori biss sich auf die Lippen, bevor er mit Bedacht weitersprach: „Ich glaube, Ihnen könnte es auch gleich gut gehen. Im Besucherzentrum wartet eine atemberaubende Blondine, die Sie sehen möchte.“

Ein lautes Ächzen entkam Chakotay. Er verstand einfach nicht, warum Annika immer noch hierher kam. Rätselhaft, warum sie einfach nicht begreifen wollte, warum er nicht wollte, dass sie ihn so sah. Sie erfuhr gerade erst, was es bedeutete menschlich zu sein. Sie sollte andere Leute treffen,

anstatt an jemandem festzuhalten, der selbst bei guter Führung ein alter Mann sein würde, wenn er D'Urville Island verlassen durfte. Seit mehr als einem halben Jahr hatte Chakotay nichts mehr von Annika gehört und gehofft, dass sie endlich verstanden hatte, warum sie sich von ihm fern halten sollte. Das war wohl nicht der Fall.

Liebte er sie noch? Natürlich, keine Frage. Aber in dieser Angelegenheit durfte er nicht auf sein Herz hören, das wieder ein Stückchen brach, als er wie üblich erwiderte: „Sagen Sie ihr, Sie soll wieder gehen.“

„Ganz sicher?“, fragte Tatoru, der Annika schon mehr als einmal fortgeschickt hatte. Er kannte die Hintergründe für Chakotays Wunsch natürlich nicht und aus seiner Sicht konnte ein Gefängnisinsasse, der Besuch von einer heißen Blondine ablehnte, nicht ganz richtig im Kopf sein.

„Ganz sicher“, bestätigte Chakotay. „Ich wünsche keinen Besuch von Annika Hansen.“ Ein Glück, dass man als Gefangener zumindest noch das Recht hatte, private Besuche abzulehnen.

Tatoru nickte und holte aus der Innentasche seines blauen Uniformjacketts einen weißen Umschlag hervor und gab ihn Chakotay. „Miss Hansen rechnete bereits damit. Ich soll Ihnen diesen Brief geben. Er ist bereits gescannt und freigegeben worden.“

Die weniger schöne Seite irdischer Gefängnisse war, dass das Recht auf Privatsphäre kaum existierte. Chakotay wusste natürlich, dass niemand die Post der Gefangenen öffnete und durchlas. Aber sowohl physisch übermittelte Post als auch elektronische wurde genauestens von einer Worterkennungsoftware gescannt und meldete Verdächtiges. Ein einziges ungeschickt gewähltes Wort konnte dazu führen, dass ein rotes Licht anging und eine Schar Beamter sich über die private Post eines Insassen hermachte und dabei dessen intimste Geheimnisse erfuhren. Da Annika immer sehr sorgfältig auf ihre Worte achtete, bestand diese Gefahr bei ihren Briefen natürlich nicht.

„Danke“, sagte Chakotay. Er wartete bis Tatoru gegangen war, um Annika fortzuschicken. Dann öffnete er das Kuvert und nahm einen in der Mitte gefalteten Bogen Papier heraus, das mit blauer Tinte beschrieben war. Chakotay musste schmunzeln, bevor er das erste Wort las. Annikas Handschrift war erstaunlich schlampig, voller Ecken und zittriger Linien.

Typisch für Personen, die das Schreiben am Computer erlernt hatten und unsicher im Umgang mit einer Füllfeder waren.

Der Inhalt des Briefes entsprach dann schon mehr Annikas Stil: kurz, direkt und trotz der Vermeidung gewisser Worte eindeutig:

Mein geliebter Chakotay,

ich bedauere sehr, dass wir uns schon so lange Zeit nicht mehr gesehen haben. Ich kann deine Beweggründe nachvollziehen, aber sei dennoch versichert, dass ich jeden Tag an dich denke und dich sehr vermisse. Zweifellos geht es dir genauso.

Ich wollte heute zu dir kommen, weil ich dich über eine Neuigkeit unterrichten wollte. Nach einer Zeit der Kontemplation und des bewussten Lebens als Individuum im ruhigen Minnesota (das übrigens sogar für meinen Geschmack etwas zu ruhig ist), habe ich mich entschlossen, wieder Kontakt zu alten Freunden aufzunehmen und ihnen bei einem kleinen Projekt zu helfen. Nichts, das mich überfordern würde, versichere ich dir.

Aber wenngleich ich mir des Erfolges sicher bin, wird es eine interessante Aufgabe, die mich in den nächsten Wochen beschäftigen wird. Ich freue mich bereits darauf, dir bei nächster Gelegenheit davon zu berichten.

In Liebe
Annika

PS: Wir sehen uns bald.

Wir sehen uns bald, wiederholte Chakotay in Gedanken. Ein unverdächtiger Zusatz, außer wenn man wusste, dass Chakotay Annika nie und nimmer gegenübertreten würde, solange er sich auf D'Urville Island aufhielt.

Sie hat sich also Kathryn, Tom und Harry angeschlossen, schlussfolgerte Chakotay. *Sie wird sich am Versuch beteiligen, uns aus dem Gefängnis zu holen.*

Chakotay stand auf und ging in Richtung Strand, bis er direkt vor einem der stählernen Masten stand und das Summen des Kraftfelds nicht mehr zu überhören war. Von hier aus konnte Chakotay gerade so das Verwaltungsgebäude sehen, aber ganz deutlich erkannte er den langen, breiten Holzsteg, an dessen Ende fünf Boote festgemacht waren. Es handelte sich um Wachboote, alle im selben Dunkelblau gehalten wie die Uniformen der Gefängnisaufseher. Und einem dieser Boote näherte sich nun Annika. Auf diese Entfernung konnte Chakotay keine Details erkennen, aber ihre blonde, im Wind wehende Haarmähne war unverwechselbar. Bevor sie das für sie bereitstehende Boot betrat, verharrte sie auf dem Steg und sah sich um. Zurück zum Verwaltungsgebäude, dann zu den Booten und aufs Meer hinaus.

Zweifellos macht sie da gerade ihre Hausaufgaben. Sie holt Erkundigungen über den Ort ein, aus dem sie 33 Leute rausholen will. Nun, alles andere als eine akribische Vorbereitung hätte mich bei ihr auch gewundert.

Über den rötlichen Sand auf der anderen Seite der Kraftfeldbarriere wanderte ein runder Schatten, den Chakotay einer Sensordrohne zuordnete. Es war nicht gerne gesehen, wenn sich Gefangene den Kraftfeldern so dicht näherten und daher wollte Chakotay sicherheitshalber kehrtmachen, ehe eine wütende Stimme aus den Lautsprechern der Drohne dringen konnte, die ihn zur Rückkehr in den Park aufforderte. Doch mitten in der Bewegung verharrte er, denn er erkannte, dass Annika nun in Richtung der Bucht sah. Und obwohl er ihre Augen nicht erkennen konnte, war er sich ganz sicher, dass ihr Blick auf ihn gerichtet war und sie genau wusste, dass er es war. Bildete es sich Chakotay nur ein, oder hob Annika tatsächlich für einen Moment ihren rechten Arm, um ihm unauffällig zuzuwinken? Er konnte es nicht mit Sicherheit sagen, aber erwiderte die Geste dennoch. Dann beobachtete er, wie Annika das Boot betrat und auf ihm davonfuhr.

Wir sehen uns bald, dachte Chakotay und ging wieder zurück zur Parkbank, wo er sein Buch zurückgelassen hatte. Den Brief steckte er wieder zurück in das Kuvert und beides zusammen legte er auf Seite 37 von „Ulysses“. Nicht um den Brief als Lesezeichen zu verwenden, sondern um jenen Zeitpunkt zu markieren, an dem er Annika zuletzt gesehen hatte. Er fragte sich, wie viele Seiten er schaffen würde, bis er Annika das nächste Mal sehen würde.

Hoffentlich nicht zu viele, dachte Chakotay und betete stumm zu den Geistern seiner Ahnen, auf dass sie seinen Freunden den rechten Weg weisen

und sie Erfolg haben würden. Damit er und Annika bald wieder in Freiheit miteinander vereint sein konnte.

A-koo-chee-moya.

Noch nie hatte Chakotay ein so selbstüchtiges Gebet gesprochen. Aber sein Glaube war stark und wenn die Geister seines Volkes auch nur ein wenig romantisch veranlagt waren, dann würden sie sein Gebet mit Sicherheit erhören.

A-koo-chee-moya.

Shinzon legte den großen Dolch auf den Tisch, nahm den kleineren auf und begann, auch dessen Klinge mit dem Schleifstein zu schärfen. Für den Uneingeweihten musste es so aussehen, als sei dies vergebliche Mühe, die Klinge schimmerte grünstichig und rostrot im fahlen Licht der Fusionslampen. Die Verfärbungen waren aber kein Hinweis auf den schlechten Zustand der Stichwaffe, sondern auf das Material, aus dem sie bestand. Remanische Dolche und Messer wurden nicht aus Metall hergestellt, sondern aus jenem Rohstoff, der in den remanischen Minen am einfachsten besorgt werden konnte. Die Romulaner würden den Remanern nie die Errichtung einer Waffenschmiede gestatten und so hatten die Remaner das Handwerk erlernt, Klingen aus Stein zu formen. Die besten ließen sich aus dem grünlich schimmernden Riddinit und den rostroten Kelbonit formen und Shinzon achtete sehr darauf, dass er ausschließlich solche Klingen bei sich trug. Für gewöhnlich waren es zwei, doch seine neue Uniform erlaubte es ihm, noch zumindest eine weitere Waffe versteckt bei sich zu tragen. Der glänzende, mit Ornamenten verzierte, nachtblaue Anzug schimmerte im Licht in ähnlichen Farben wie die Klingen und an seinem Rücken, verborgen von einer ledernen Schleppe, befand sich eine kleine Schlaufe, in der Shinzon ein zusätzliches Messer verstecken konnte. Das Versteck war ein schwacher Trost, denn Shinzon konnte diese Uniform nicht ausstehen. Sie war an manchen Stellen viel zu eng, was daran lag, dass sie auf die typischen Körperproportionen eines Remaners zugeschnitten war. Varkuruk, den Shinzon vor zwei Wochen ins Prankor-Tal beordert hatte, stand die gleiche Uniform wesentlich besser,

wenngleich der Remaner ebenfalls die weitgeschnittene, graue Standarduniform bevorzugte.

„Sieht gut aus“, merkte Admiral Janeway nichtsdestotrotz an, die sich dem Klapptisch näherte, an dem Shinzon saß und mit dem Schleifstein in geübten Bewegungen über die Schneide fuhr. Der Sternenflottenadmiral und Shinzon waren derzeit die einzigen, die sich in der Pumpstation aufhielten. Tuvok und Koval waren an Bord der Zulanga im niedrigen Orbit über Myrella und kümmerten sich um den Transport weiterer Vorräte. Der Anticaner Grook hielt sich an Bord der EjDo auf, die wie gewohnt am Rand der Insel in der Nähe der Treppe parkte.

Shinzon bedankte sich für das Kompliment, wenngleich es ihm schwerfiel. Umgeben von seinen Feinden gute Miene zum bösen Spiel zu machen war nichts, auf das ihn seine Ausbildung zum Soldaten vorbereitet hatte. Doch er würde auch in diesem Spiel siegreich bleiben, denn die Feinde in seiner Nähe hatten einen großen Nachteil: Sie wussten gar nicht, dass sie seine Feinde waren.

Bald werden sie es erfahren. Die Zeit wird kommen und sie werden mit Schrecken erkennen, dass ihr grenzenloses Vertrauen in mich ihr Untergang gewesen ist.

Shinzon hob den kleineren Dolch etwas höher in einen einzelnen Lichtstrahl, der wie eine kleine Sonne auf dem geschliffenen Stein brannte. „Sieht nicht nur gut aus“, sagte Shinzon, „sondern ist auch absolut tödlich.“

Janeway schmunzelte und erwiderte: „Ich meinte eigentlich nicht das Messer, sondern Sie.“

Ich auch, dachte Shinzon und unterdrückte ein Grinsen.

Janeway fuhr fort: „Sie haben sich schön rausgeputzt.“

„Ich muss doch was her machen, wenn ich mich mit Senatorin Tal'aura treffen soll.“ Shinzon blickte demonstrativ herab und fuhr sich mit der Hand über den frischrasierten Schädel. Ohne die Haarbüschel, die daran erinnerten, wie er eigentlich aussehen sollte, sah die Glatze gar nicht so schlecht aus. Vor allem da seine Haut inzwischen wieder einen Hauch von Farbe angenommen hatte. Der kurze Abstecher zum warmen Südkontinent von Peserres III hatte in ihm gleich neue Lebensgeister geweckt. Er konnte kaum glauben, wie gut es ihm jetzt wieder ging, wenn er daran zurückdachte, dass er vor zwei Wochen gerade noch so dem Tod von der Schippe gesprungen war.

Aber der Tod wird sich nicht lange betrügen lassen. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis er zurückkehrt und mein Leben einfordern wird. Vorausgesetzt, ich unternehme nichts dagegen.

„Ich bin etwas irritiert“, merkte Janeway an. „Ich hätte nicht gedacht, dass die Romulaner jenen Truppen, die – verzeihen Sie meine Wortwahl – nur als Kanonenfutter dienen sollten, mit solch prächtigen Uniformen ausstatten.“

„Nur um sich selbst als Gönner zu gefallen“, versicherte Shinzon, legte den Dolch beiseite und nahm das kleine Messer in die Hand, um auch dieses zu schärfen. „Diese Uniformen werden nur von Remanern getragen, die auf Romulus dienen. Oder auf Paraden auftreten, wie jene vor vier Jahren nach dem siegreichen Ende des Dominion-Krieges. Es hätte keinen guten Eindruck gemacht, wären wir mit den grauen Lumpen, die wir normalerweise tragen, durch die Straßen von Dartha gezogen.“

„Wahrscheinlich nicht“, gestand Janeway ein. Dann wechselte sie das Gesprächsthema: „Wie mir Koval gesagt hat, ist er sehr zufrieden mit Ihnen.“

Shinzon konnte gut und gerne auf Kovals Lob verzichten. Aber es erfüllte ihn auch mit Befriedigung, wenn er sich den Gesichtsausdruck des Romulaners vorstellte, wenn dieser endlich begriff, dass Shinzon ihn die ganze Zeit über getäuscht hatte. *Bedauerlich, dass ich nicht persönlich anwesend sein werde, wenn es soweit ist.*

„Es waren leichte Aufträge“, gab Shinzon zu. „Sobald Botschafter Spocks Name gefallen war, wurde ich zum Kommandanten der Boshalla-Flotte vorgelassen und der ließ sich leicht überreden, den Fund neuer Dilithiumvorkommen für einige Zeit zu verschweigen. Remus wird für eine Weile die einzige nennenswerte Quelle für Dilithium bleiben. Und ich habe Varkuruk nach Remus geschickt, damit er sicherstellt, dass die Streiks der Minenarbeiter nicht so schnell aufhören werden.“ In Wahrheit waren die Arbeiter gut organisiert und brauchten Varkuruks Anleitungen nicht. Aber diese Ausrede für Varkuruks Abwesenheit war so gut wie jede andere.

„Hiren hat schon mit zunehmender Unzufriedenheit der Zivilbevölkerung zu kämpfen“, merkte Janeway an. „Viele Senatoren von den kleineren Koloniewelten, die besonders stark vom Energiemangel betroffen sind, geben dem Praetor in aller Öffentlichkeit die Schuld.“

„Und auch das Militär wird bald ungeduldig werden. Nicht nur, dass es Quantensingularitätsreaktoren für die zivile Notstromversorgung abgeben

muss. Dank der Einigung, die ich auf Peserres III erzielt habe, wird der größte zivile Vertragspartner der romulanischen Reichsflotte in den nächsten Tagen wesentlich weniger logistische Unterstützung gewähren. Bald müssen mächtige Warbirds eingesetzt werden, um Frachtflüge durchzuführen. Das wird für die Truppenmoral nicht besonders förderlich sein und Hiren weitere Unterstützung kosten.“

So sehr Shinzon Koval inzwischen verachtete, musste er ihm doch zugestehen, dass dessen Plan bisher reibungslos funktionierte. *Aber nur, weil er ihn auf den Rücken seiner Verbündeten ausführt. Ohne mich und die Remaner wäre Koval nur ein alter, machtloser Mann, der den Rest seines Lebens im Exil in einem dunklen, feuchten Loch verbringen müsste.*

„Und als nächstes treffen Sie sich mit Senatorin Tal’aura?“, fragte Janeway.

Shinzon nickte. „Sie zu überzeugen wird eine Herausforderung. Aber Koval und Tuvok sind sich sicher, dass man sie am einfachsten mit dem Versprechen ködern kann, einen Krieg mit der Föderation zu verhindern. Ich werde ... ah!“

Das Messer und der Schleifstein fielen Shinzon aus den Händen und Blut floss über seinen rechten Zeigefinger. Anstatt mit dem Schleifstein über die Klinge zu streichen, war er mit dem Finger entlang der scharfen Klinge gefahren. Nicht weil er vom Gespräch mit Janeway abgelenkt gewesen wäre, sondern aus voller Absicht. Er wartete schon seit Tagen auf eine solche Gelegenheit.

„Oh, das sieht nicht gut aus“, kommentierte Janeway und entschuldigte sich, um einen der medizinischen Notfallkoffer zu holen, die sich in einer Ecke der Pumpstation türmten. Nachdem sie an den Tisch zurückgekehrt war entnahm sie dem Koffer einen Hautregenerator und fuhr damit über die Wunde, die sich schnell schloss. Schlussendlich war dort, wo eben noch der Schnitt gewesen war, nur noch glatte Haut und Reste von Blut zu sehen.

Shinzon drückte den Zeigefinger seiner linken Hand auf einen Blutstropfen und betrachtete die rote Flüssigkeit im Licht. „Wem gehört das?“, fragte er nachdenklich.

„Ihnen natürlich“, entgegnete Janeway lächelnd, während sie den Hautregenerator wieder im Koffer verstaute. „Aber ich weiß, was Sie meinen“, gab sie schließlich zu. „Sie fragen sich, wer dieser Mann ist, der irgendwo in den Weiten des Weltalls unterwegs ist und – mehr oder weniger – so aussieht wie Sie und dessen Blut Ihnen ein etwas längeres Leben beschert hat.“

Admiral Janeway hatte genau erfasst, worauf Shinzon hinauswollte und zufrieden stellte er fest, dass sie nicht den geringsten Argwohn zeigte. Er nickte ihr zu und forderte sie auf, weiterzusprechen.

„Na schön.“ Sie lehnte sich zu ihm vor, stützte die verschränkten Arme auf dem Tisch auf. „Aber denken Sie daran, dass Sie Shinzon von Remus sind. Messen Sie ihr Leben nicht an dem eines anderen Menschen, der zwar die gleichen Gene wie Sie hat, aber in einem ganz anderen Umfeld aufgewachsen ist.“

„Ja, das verstehe ich“, sagte Shinzon und wurde langsam misstrauisch. Wie sollte er sein Leben mit dem eines Unbekannten vergleichen können? Außer ... Kannte er ihn vielleicht sogar? Nicht persönlich, aber vielleicht vom Hörensagen? Von Varkuruk wusste Shinzon bereits, dass sein Ebenbild einmal Captain der U.S.S. Enterprise gewesen war. Doch während des Dominion-Krieges hatte Shinzon nur selten in denselben Schlachten wie die Föderation gekämpft und er war sich sicher, nie mit der Enterprise oder ihrem Captain zu tun gehabt zu haben. Wer war also dieser Mann, dessen Namen so berühmt war, dass Janeway vermutete, dass sogar Shinzon ihn kennen könnte.

„Shinzon, Sie sind das genetische Duplikat von Captain Jean-Luc Picard.“

Natürlich! Wer sonst, wenn nicht der berühmteste Offizier der Sternenflotte, dessen Namen von Romulus bis Kronos, von Tholia bis Cardassia bekannt war, könnte meiner ebenbürtig sein? Der Tal'Shiar hätte niemand Geringeren auserwählen können.

„Erzählen Sie mir von Picard“, forderte Shinzon. Für einen Moment wirkte Janeway besorgt und er fürchtete, dass er sein Verlangen zu forsch vorgetragen hatte und sie misstrauisch geworden war.

Doch dann seufzte sie und sagte: „Warum nicht. Irgendwie ... ist er ja wir Ihr Vater. Einer von drei Vätern, wenn man Tuvok und Koval mitzählt ... aus deren Gedanken Sie entstanden sind. Über Tuvok und Koval wissen Sie schon viel. Also haben Sie auch das Recht, etwas über Picard zu erfahren. Wissen Sie, ich bin ihm vor nicht einmal zwei Monaten begegnet.“

Janeway sprach weiter und Shinzon nahm die Informationen auf wie ein Schwamm. Genauso wie die Informationen, die Koval ihm gegeben hatte, war Shinzon gewillt, auch diese Informationen über Picard für seine eigenen Zwecke zu verwenden. In Janeways Worten schwang offene Bewunderung mit, als sie von dem Mann erzählte, den sie als entschlossenen Offizier,

bescheidenen Mann und vollkommenen Diplomaten beschrieb, der seine Ziele immer zuerst ohne Gewalt erreichen wollte.

Shinzon konnte nicht behaupten, dass er diese Einstellung teilte. Denn nur mit Gewalt würde er an das rankommen, was er zum Überleben brauchte: Picards Blut. Nicht einen Tropfen wollte Shinzon ihm lassen.

Janeway stand zwischen Tuvok und Koval in der Nähe der Kommunikationskonsole und beobachtete zusammen mit ihnen, wie sich Shinzon vorbereitete. Er steckte den großen Dolch in den Halfter an seinem rechten Schienbein, den kleineren Dolch in den Halfter hinten an der linken Hüfte und das kleine Messer in die Schlaufe gleich daneben. Dann drückte er auf eines der Ornamente seiner beeindruckenden Uniform und aktivierte den integrierten Kommunikator: „Shinzon an Zulanga. Eine Person zum Beamen bereit.“

Das Licht des Transporterstrahls funkelte auf dem glänzenden Material, aus dem die Uniform bestand, gleichermaßen wie auf Shinzons kahlen Schädel. Dann war er verschwunden und auf dem Weg nach Romulus.

„Jetzt heißt es abwarten und vertrauen“, sagte Koval, der sich erschöpft gegen die Konsole lehnte, als habe er gerade zehn Runden gegen einen Tsunkatse-Champion hinter sich gebracht. Weit mehr als körperlich war Koval geistig erschöpft. Die Arbeit mit Shinzon hatte ihn ausgelaugt, er hatte dem jungen Mann all sein Wissen vermittelt und jetzt konnte er nur noch tatenlos zusehen und darauf hoffen, dass sein Schüler dieses Wissen im Sinne seines Lehrers anwandte. Dass ein Romulaner – speziell der ehemalige Direktor des Tal’Shiar – das Wort „Vertrauen“ in den Mund nahm, zeugte von seiner Zuversicht, dass Shinzon Erfolg haben würde.

Janeway wünschte, sie könnte diese Zuversicht teilen. Shinzon war ihr sympathisch, auf seine Art irgendwie ein Sonderling. Aber immerhin Captain eines Raumschiffs und nach dem zu urteilen, was sie über ihn erfahren hatte, hatte er sich diesen Posten mit erbrachten Leistungen redlich verdient. Doch gleichzeitig war Shinzon sehr jung und mit dem Wissen ausgestattet, dass er auch nicht mehr viel älter werden konnte. Janeway war nicht sicher, ob sie in diesem Alter so pflichtbewusst gewesen wäre und selbst wichtige Aufgaben

noch ernst genommen hätte, wenn Sie um ihren baldigen Tod gewusst hätte. Wahrscheinlich wäre dem aufmüpfigen Mädchen, das sie damals war, alles egal gewesen.

Es war nicht fair, Shinzons Verhalten anhand eines Rückblicks auf ihr eigenes – rein hypothetisches – Verhalten zu beurteilen, aber Janeway hatte die Verantwortung über diese Mission und scheiterte Shinzon, war auch die Mission zum Scheitern verurteilt. Im Gegensatz zu Koval konnte sie es sich nicht leisten, nur zu vertrauen und Shinzon hatte in der letzten Stunde weit mehr Interesse an Jean-Luc Picard, seiner Crew und seinem Schiff gezeigt als dem bevorstehenden Treffen mit Senatorin Tal'aura.

„Tuvok, helfen Sie mir, einen Container aus dem Frachtraum der EjDo zu holen?“

Koval wirkte nicht misstrauisch, obwohl Janeway stets Grook für solche Aufgaben eingeteilt hatte. Im Moment schien der erschöpfte Romulaner aber ganz gerne allein zu sein. Tuvok folgte Janeway schweigend die Treppen hinauf durch Wind und Regen, dann zur Rampe und durch die Einstiegs Luke, bis sie im Mehrzweckraum der EjDo standen. Grook war nicht anwesend, vermutlich hielt er sich im Cockpit auf. Der Anticaner machte es sich dort gerne gemütlich, einerseits weil es im Cockpit die einzige brauchbare Sitzgelegenheit im Schiff gab, andererseits weil er doch tatsächlich gerne durch das große Cockpitfenster dem schlechten Wetter zusah.

Die Luken des Mehrzweckraums waren verschlossen und Janeway konnte somit ungestört mit Tuvok sprechen. „Wir müssen den Einsatz der Thalaron-Waffe verhindern.“

Tuvok verschränkte die Hände hinter seinem Rücken und runzelte leicht die Stirn. „Tun wir das nicht, indem wir Koval unterstützen?“

„Vielleicht ist das nicht genug“, sagte Janeway und erzählte Tuvok von dem Alternativplan, den Admirals Hayes in Gang gesetzt hatte. Sie wollte diese Information keinesfalls mit Koval oder Shinzon teilen und darauf hinweisen, dass die Föderation nicht angewiesen auf Kovals Machtübernahme war, um einen Krieg mit Massenvernichtungswaffen zu verhindern. Aber Wochen waren wieder vergangen und auf Remus näherte sich die Waffenplattform zweifellos ihrer Fertigstellung.

„Ein Angriff der Persephone auf die Gazor-Station wäre provokant“, meinte Tuvok und klang sehr skeptisch.

Janeway pflichtete ihm bei und berichtete ihm, dass Admiral Ross dem Kommandorat einen Angriff nur empfehlen würde, wenn alle anderen Optionen ausgeschöpft waren. Sie fügte hinzu: „Aber wenn Shinzon keinen Erfolg bei Tal’aura hat und der Druck auf Praetor Hiren weiterhin so langsam zunimmt, wird die Waffenplattform fertig sein, bevor der Senat sich auf einen Misstrauensantrag – oder von mir aus auch auf ein politisch motiviertes Attentat – einigt, um Koval den Weg frei zu machen. Tuvok, Sie wissen so gut wie ich, dass Admiral Hayes kein geduldiger Mann ist. Er wird den Angriff auch ohne die Empfehlung des Geheimdienstes befehlen, wenn wir ihm keinen Grund nennen können, ihn weiterhin aufzuschieben.“

„Ich teile Ihre Einschätzung. Und ich gebe zu bedenken, dass ein solcher Angriff Kovals Chancen auf die Ernennung zum Praetor auslöschen würde. Die Voyager-Crew würde dadurch ihren Zufluchtsort verlieren.“

„Genau mein Gedanke. Und deshalb sollten wir Admiral Hayes schleunigst einen Grund liefern, den Finger vom Abzug zu nehmen.“

„Was schlagen Sie vor?“

Sie hatte darauf gehofft, dass Tuvok selbst einen Vorschlag präsentieren würde. Aber da dem nicht so war, musste sie ihm ihre eigene Idee schmackhaft machen: „Sie begeben sich nach Remus und finden heraus, wie weit fortgeschritten die Konstruktion der Waffenplattform ist. Wenn mich Grook heute zurück nach Balduk fliegt, kommen Sie mit. Dank der Tarnvorrichtung können wir Sie vorher auf einer der äußeren romulanischen Koloniewelten absetzen. Von dort finden Sie als Zenturio der Reichsflotte sicher eine Weiterflugmöglichkeit.“

Tuvok nickte zwar, wirkte aber nicht völlig überzeugt. „Varkuruk könnte diese Aufgabe übernehmen. Er weilt bereits auf Remus und hat gute Kontakte.“

„Nicht so gute, wie ich erhofft hatte. Wir haben von Varkuruk schon lange nichts mehr gehört und auch Shinzon behauptet, er wisse nicht mehr als er uns sagt.“

„Zweifeln Sie daran?“, fragte Tuvok interessiert. Wie Janeway hielt auch Tuvok viel von den jungen Menschen, der als Remaner aufgewachsen war.

Sie schüttelte vehement den Kopf: „Nein, eigentlich nicht. Ich weiß nur nicht, ob er alle Möglichkeiten ausschöpft. Aber wenn ich Sie nach Remus schicke,

Tuvok, dann habe ich Gewissheit. Ich weiß, Sie werden mich nicht enttäuschen und einen Weg finden, in die Gladion-Werft einzudringen.“

„Und wenn ich dort eine fertiggestellte und einsatzbereite Waffenplattform vorfinde?“

Janeway seufzte. Heute nahm ihr der Vulkanier wirklich keine Bürde ab. „Wenn Sie die Waffenplattform in diesem Zustand vorfinden ... dann finden Sie sicher auch einen Weg, sie zu zerstören.“ Sie hielt kurz inne, ehe sie hinzufügte: „Egal was es kostet.“

Tuvok nickte nur. Er hatte verstanden, dass auch sein eigenes Leben nur ein kleiner Preis war, den er aufgefordert worden war zu bezahlen.

Und auch ich werde ihn zahlen, weil ich meinen besten Freund verliere, dachte Janeway und schickte ein stummes Gebet gen Himmel, auf dass dieser Zahltag niemals kommen möge.

Praetor Hiren balancierte in luftiger Höhe durch den engen Säulengang, hoch oben auf der Kuppel des Senatsgebäudes. Nur selten verirrte sich jemand hier hinauf, wenngleich der Anblick atemberaubend war. Er überblickte von hier aus ganz Dartha, bewunderte die Kreisform des zentralen Bezirks, die modernen und klassischen Gebäude nebeneinander, den breiten Wasserkanal, der den inneren Bezirk umfloss, die drei großen Brücken, Kimra-Suul, die praetoriale Residenz und die gewaltigen Hafenmauern, deren Schleusen aber weit genug offen standen, um einen Blick weit hinaus über das Binnenmeer zu ermöglichen.

Vom Meer aus blies eine angenehme Brise auf die Stadt, was den Aufenthalt oben auf dem Senatsgebäude nur noch gefährlicher machte. Es gab hier kein Gelände, an dem Hiren sich festhalten konnte, lediglich im Abstand von zwei Metern zartrosafarbene Marmorsäulen. Und obwohl es ein Risiko darstellte, verstand Hiren, warum die Tradition einem jeden Praetor vorschrieb, 50 Tage nach dem Ableben seines Vorgängers hier rauf zu kommen.

Um zu sehen, über was ich herrsche. Um hinunterzusehen auf die ehrfurchtgebietende Schönheit von Romulus und gleichzeitig dem Himmel nahe zu sein, von wo unser Volk gekommen war und wohin wir zurückgekehrt waren, um den Himmel zurückzuerobern.

Zumindest würde er sich so ausdrücken. Die Nachfolgeprotokolle waren weit weniger poetisch verfasst und sprachen lediglich von einer Respekterweisung gegenüber seinen Vorgängern im Amt. Und ihre Abbilder waren hier oben zahlreich vertreten. Ein handtellergroßes Relief neben dem anderen säumte die dem Gebäude zugewandten Seiten der Säulen. Jedes fein herausgearbeitet von den besten Bildhauern, die auf Romulus in den letzten 2.000 Jahren gelebt hatten und alle Reliefs zeigten Gesichter. Die Gesichter aller Praetoren, die seit Gründung des Sternenimperiums darüber regiert hatten waren hier oben verewigt. Die meisten Gesichter konnte Hiren nicht zuordnen, aber andere wiederum waren jedem Kind bekannt. Jene der Staatsgründer Rovol, T'Omulun und Sumus. Dann jene Praetoren, die während des irdisch-romulanischen Krieges oder kurz danach gelebt hatten: Nuvus, Kreevok und Telon. Und natürlich erkannte Hiren auch die Abbilder jener Staatsführer, die zu seinen Lebzeiten geherrscht hatten und die für ihn Vorbilder gewesen waren. Zu diesen Vorbildern zählte er auch Praetor Neral, der mit äußerst strenger Hand regiert, aber auch die Weisheit besessen hatte, den richtigen Zeitpunkt zu erkennen, um Allianzen zu schmieden – oder sie aufzulösen.

An der viertletzten Säule bevor Hiren den Säulengang umrundet hatte – die letzten drei Säulen waren noch unbehauen – verharnte Hiren und betrachtete das Relief, das Neral zeigte. Interessanterweise hatte der Bildhauer entschieden, Neral so darzustellen, wie er vor den Giftanschlägen ausgesehen hatte. Eine gutgemeinte Geste, die Hiren zu schätzen wusste. Wenn einmal die Zeit kommen sollte und sein eigenes Gesicht auf dieser Säule festgehalten werden musste, dann hoffte Hiren von einem gleichermaßen gutmütigen Künstler von seiner besten Seite und im besten Alter dargestellt zu werden.

Ein Hüsteln riss Hiren aus seinen Gedanken. Sein Blick folgte der Richtung, aus der das Geräusch gedrungen war und er sah Senatorin Tal'aura, deren Oberkörper aus der Falltür ragte, durch die Hiren hier heraufgestiegen war. Sie verzichtete darauf, den runden Säulengang zu betreten, entweder aus Respekt vor dem Privileg des Praetors, an diesem 50. Tag hier oben zu sein, oder einfach nur, weil sie an Höhenangst litt.

Eigentlich sind seit Nerals Tod ja schon ein paar Tage mehr vergangen, rief sich Hiren in Erinnerung, als er ein paar Schritte in Richtung Falltür machte. Es war ihm gelungen, den Tod seines Vorgängers eine Weile geheim zu halten. Ich entschuldige mich für die Verspätung, alter Freund. Aber es war leider

notwendig; schickte er ein paar letzte Gedanken an Neral, ehe er mit allen Sinnen wieder ins Hier und Jetzt zurückkehrte: „Frau Senatorin! Was kann ich für Sie tun?“

„Ich wollte Sie nicht stören, Praetor.“

„Es ist schon in Ordnung“, beschwichtigte Hiren. Er bemühte sich um eine konstruktive Arbeitsbeziehung mit Tal'aura, vor allem da sie bei fast jedem seiner Standpunkte anderer Meinung vertrat. Aber was sollte er machen? Er konnte sie schwer aus der Regierung werfen, nachdem sie ihn zum Praetor gewählt hatte. Und sie war Nerals Wahl gewesen, dessen Nachfolge sich Hiren vor dem Großteil des Senats noch als würdig erweisen musste. Keine leichte Aufgabe angesichts der Knüppel, die ihm von allen Seiten zwischen die Beine geworfen wurden.

Nur noch ein paar Tage, dann ist das Schlimmste überstanden.

„Ich habe eine Idee, wie wir für unsere Kraftwerke mehr Dilithium auftreiben könnten“, sagte Tal'aura und traf Hiren völlig unvorbereitet. Energieknappheit war das bislang größte Problem seiner Amtszeit und wenn die Senatorin einen Lösungsvorschlag hatte, dann wollte er ihn sich unbedingt anhören.

„Sehr gut. Sie haben sicher nichts dagegen, wenn wir die Sache an einem weniger exponierten Ort besprechen?“

Tal'aura nickte dankbar und stieg die Leiter hinunter ins Obergeschoss, wo sich auch die praetorialen Büroräume befanden. Hiren folgte ihr dichtauf und schloss die hölzerne Tür über sich.

Wieder auf sichererem Boden – genauer gesagt auf dem weichen, ockerfarbenen Teppich eines Korridors im Obergeschoss – zupfte sich Tal'aura ihre Amtstracht zurecht, während Hiren seinen eigenen Umhang überhaupt erst wieder anziehen musste, den er achtlos am Fuß der Leiter liegen gelassen hatte. Schon auf ebenem Boden war der weite Umhang an windigen Tagen ein Graus, im ungesicherten Säulengang schlimmstenfalls eine Todesfalle.

Nachdem beide wieder so aussahen, wie es sich für Würdenträger ihres Standes gehörte, begaben sie sich zu Hirens Hauptbüro. Doch der Praetor wollte nicht länger warten und sprach die Senatorin bereits auf halbem Wege auf ihre Idee an: „Also Sie glauben zu wissen, wie wir trotz der Arbeitsniederlegungen auf Remus und der Erfolglosigkeit der Minengilde im Boshalla-System unser Energieproblem lösen können?“

„Sie wissen so gut wie ich, dass wir das Energieproblem erst dann nachhaltig gelöst haben, wenn wir unsere zivilen Kraftwerke umrüsten und die Energie nicht mehr aus den Dilithiumkristallen gewinnen, sondern durch dilithium-regulierte Materie/Antimaterie-Reaktion. Das würde unseren Bedarf an Dilithium auf einen Schlag um 90 % reduzieren.“

Hiren seufzte. „Ja, das weiß ich nur zu gut. Und Sie, werte Senatorin, wissen, dass eine solche Umrüstung nicht von heute auf morgen stattfinden kann. Ich brauche eine Lösung, um die Energieversorgung der nächsten Woche zu garantieren. Nicht der nächsten 10 Jahre.“

„Auch hierfür habe ich eine Idee“, überraschte Tal'aura ihn ein weiteres Mal. Die Senatorin war dafür bekannt, sehr zukunftsweisend zu denken, aber auf Kosten der aktuellen Situation. Für kurzfristige Lösungen war sie gewöhnlich nur schwer zu begeistern. „Beordern Sie die Minengilde zurück und lassen sie sie auf Remus arbeiten. Die Expeditionsflotten werden zwar einige Tage bis Wochen brauchen, bis sie zurück sind, aber zumindest graben sie dann dort nach Dilithium, wo es auch welches gibt.“

Hiren drückte die goldenen Flügeltüren seines Büros nach innen und betrat den Raum dahinter, dessen halbkreisförmige Glasfassade hinter dem Schreibtisch einen atemberaubenden Meerblick gestattete. „Eine gute Idee“, gab Hiren der Senatorin recht und setzte sich in den gepolsterten Sessel hinter dem Tisch. Tal'aura bevorzugte es, stehen zu bleiben. „Nicht revolutionär und die Gilde wird beleidigt reagieren. Aber die Grundversorgung wäre in ein bis zwei Wochen wohl wieder gesichert. Nur bis dahin ...“

„Bis dahin sollten Sie alle Remaner zusammenziehen, die noch arbeitswillig sind“, schlug Tal'aura vor. Als habe Hiren nicht selbst daran gedacht, aber diese willigen Arbeitsgruppen ließen sich an einer Hand abzählen. Hiren wies darauf hin, doch Tal'aura meinte, es gäbe 2.854 Remaner, die bisher nicht den Bergwerken zugeteilt waren. Die Art, wie sie das Wort „Bergwerke“ betonte, verriet Hiren bereits, worauf sie hinauswollte.

„Ich soll allen Ernstes die Remaner aus den Werften und Waffenfabriken abziehen?“

„Für ein bis zwei Wochen, wie Sie sagten. Das Militär wird solange noch mit dem alten Kriegsspielzeug vorliebnehmen müssen. Das sollte nicht so schwer fallen, immerhin liegen wir mit niemandem im Krieg.“

„Noch nicht“, entgegnete Hiren. „Und glauben Sie nicht, ich würde nicht erkennen, worauf Sie abzielen, Senatorin. Sie wollen doch nur die Fertigstellung der Thalaron-Waffenplattform verzögern. Ich kenne Ihre Abneigung, was die Drohung mit Massenvernichtungswaffen betrifft ...“

„Es ist keine Abneigung gegen die reine Drohung, es ist die Furcht vor ihrem tatsächlichen Einsatz“, unterbrach Tal’aura nahezu hysterisch. Sie hatte sich aber sofort wieder im Griff und fügte deutlich versöhnlicher hinzu: „Hiren, ich kenne Sie gut genug um zu wissen, dass Sie keinen Erstschlag ausführen werden. Sie möchten nur die Machtposition des Sternenimperiums verbessern und das ist ein edler Vorsatz. Aber dafür eine Massenvernichtungswaffe zu verwenden ... Das ist nicht gut. Die Geschichte lehrt uns, dass wann immer der Einsatz einer Massenvernichtungswaffe möglich war, von dieser Möglichkeit auch Gebrauch gemacht wurde. Denken Sie an das Torlaka-Massaker. Oder an die Schlacht von Cheron.“

„Diese Zwischenfälle sind mit der jetzigen Situation nicht vergleichbar. Damals herrschte bereits Krieg. Die Thalaron-Waffe soll Kriege verhindern.“

„Gegen wen? Die Föderation ist viel zu umsichtig, um uns den Krieg zu erklären. Es sei denn, wir liefern ihnen einen Grund und die Thalaron-Waffe könnte ein solcher werden. Und was ist mit den Klingonen? So wie ich diese hirnlosen Parva-Affen einschätze, rennen die sofort blindlings gegen uns an, bevor Sie das Wort „Thalaron“ auch nur fertig ausgesprochen haben.“

Hiren lehnte sich vor und brach den Blickkontakt ab. Stattdessen sah er auf den leeren Bildschirm seines Computer-Terminals, tat als sei er beschäftigt und erwiderte lapidar: „Zumindest wird keiner behaupten können, dass wir sie nicht gewarnt hätte. Das wäre alles, Senatorin.“

Obwohl Tal’aura vor Wut kochen musste, beachtete sie das Protokoll, verneigte sich leicht vor dem Praetor und verließ das Büro. Die Flügeltüren ließ sie dabei aber krachend ins Schloss fallen. Wahrscheinlich hörte man das Echo des Knalls noch unten in der Senatskammer. Ein Glück, dass für heute keine Sitzung anberaumt war. Aber auch so war schon genügend Schaden angerichtet worden. Jede Hoffnung auf eine konstruktive Zusammenarbeit mit Tal’aura hatte sich mit diesem Knall zerschlagen. Hiren kam zu der Einsicht, dass sie zu viel trennte, um auf ihre Unterstützung zählen zu können. Ihr widerstrebte der Kurs, den Hiren für das Sternenimperium gewählt hatte, aber so kurz vor dem Ziel, würde Hiren nicht von ihm abweichen. Wenn die

Konsequenz aus Krieg bestand, dann solle er nur kommen. Dank der neuen Waffe war das Sternenimperium bereit. Und wenn es keinen Krieg gab, dann umso besser, denn es bedeutete, dass alle potenziellen Feinde des Imperiums die militärische Vormachtstellung der Romulaner akzeptierten, ohne sie überhaupt erst herauszufordern.

Wenn Tal'aura nicht zu dieser Einsicht gelangen wollte, dann blieb Hiren mittelfristig keine andere Wahl, als die Senatorin aus ihrem Amt zu vertreiben. Das konnte er nicht über den Senat oder einen praetorialen Erlass erreichen, zu groß wäre der Schaden für seine Reputation. Aber eine Senatorin zu beseitigen, war genau die richtige Aufgabe für den Tal'Shiar. Nach fast zwei Monaten hatte der neue Direktor den Laden endlich in den Griff bekommen und war sicher ganz begierig darauf, seinem Praetor zu dienen.

Tal'aura kämpfte gegen die Tränen an, die sich in ihren Augenwinkeln sammelten. Es gehörte sich nicht für eine Senatorin, in der Öffentlichkeit eine Schwäche zu zeigen und da sie fühlte, dass sie den Kampf gegen die Tränen verlor, rannte sie beinahe schon im Laufschrift durch die Straßen des inneren Bezirks und riskierte bei jedem Schritt, über den Saum ihres Gewandes zu stürzen. Sie eilte die lange Stiege des Senatsviertels hinunter, vorbei an den Grünflächen und ohne einen Blick auf die Statuen stolzer Krieger zu werfen, die sich vor dem aufragenden Senatsgebäude zu verbeugen schienen. All das wollte sie nur noch hinter sich lassen. Sie stürmte an einer Gruppe Touristen vorbei und in die nächstgelegene Liftstation. Mit der ersten Kabine, die sie für sich allein bekommen konnte, fuhr sie hinab in die unteren Ebenen des zentralen Bezirks. Lichtschächte und Spiegel sorgten dafür, dass die Sonne auch für die Kunden der luxuriösen Einkaufszentren und Dienstleistungsbüros hier unten schien. Eine weitere Ebene darunter befand sich der größte Bahnhof von Romulus, von wo im Minutentakt Züge eintrafen und abfuhren. Hier verließ Tal'aura den Lift, doch anstatt zu einem der Bahnsteige zu gehen, hielt sie auf den Service-Bereich zu, wo sie einen kleinen, schmucklosen Raum angemietet hatte.

Sie holte die Schlüsselkarte aus der Innentasche ihrer Robe, zog sie durch den Schlitz am Türschloss und betrat einen Raum mit grauen Wänden, einem

länglichen Tisch in der Mitte und je einen Stuhl auf jeder Seite. Eine einzelne von der Decke herunterhängende Lampe reichte aus, um den vielleicht neun oder zehn Quadratmeter großen Raum zu erhellen.

„Sie hatten recht. Er hat nicht auf mich gehört“, sagte Tal’aura zur neben ihr anwesenden Person, die während ihres Gesprächs mit dem Praetor in diesem verschlossenen Raum gewartet hatte und ihr damit ein Vertrauen ausgesprochen hatte, wie sie es von Hiren nie erhalten würde.

Shinzon lehnte sich in seinem Sessel mit besorgter Miene vor. Er bemerkte offenbar ihren aufgewühlten Zustand. *Kein Wunder, wenn ich so aussehe wie ich mich gerade fühle.*

„Bitte, setzen Sie sich, Senatorin“, forderte Shinzon sie drängend aber gleichzeitig gutgemeint auf. Sie nahm ihm gegenüber Platz. „Kann ich Ihnen irgendetwas bringen?“

„Nein, nein, es geht schon“, versicherte sie ihm und wischte ihre Tränen mit dem Ärmel ab. „Außerdem sollten Sie im Zentralbezirk vorsichtig sein und sich besser nicht blicken lassen. Hierher zu kommen war für Sie ein großes Risiko“, fügte sie mit belegter Stimme hinzu.

„Sorgen Sie einfach dafür, dass sich das Risiko für mich lohnt“, erwiderte er aufmunternd. „Wie ist Ihr Treffen mit Hiren verlaufen?“

„Oh, zuerst war er sehr angetan von der Idee, die Minengilde nach Remus zu schicken.“

„Wäre er wahrscheinlich nicht gewesen, wenn er gewusst hätte, dass die Idee von mir stammt“, sagte Shinzon. „Der zweite Teil hat ihm wohl weniger gut gefallen, nehme ich an?“

„Was für eine Überraschung, nicht wahr?“, spottete sie. Sie war nicht so dumm gewesen, Hiren mit großen Erwartungen aufzusuchen. Aber die Endgültigkeit, mit der der Praetor ihren Vorschlag vom Tisch gefegt hatte, schockierte sie noch immer. Konfrontiert mit der Mahnung des Krieges hatte Hiren nicht einmal gezuckt oder einen Anflug von Zweifel erkennen lassen. „Aber ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet, Shinzon. Hätten Sie mich nicht aufgefordert, Hiren den Vorschlag zu unterbreiten, die Arbeiten an seiner Thalaron-Waffe zu unterbrechen, wäre ich wohl untätig geblieben.“

Als Shinzon an sie herangetreten war, war Tal’aura skeptisch gewesen. Obwohl er als Krieger einen guten Ruf genoss, war er doch nur ein Mensch und ein Sklave vom Schwarzen Felsen. Aber seine Worte hatten sie zum

Handeln und zur Konfrontation mit Hiren bewegt. Sie bereute es nicht, einen Streit mit dem Staatsoberhaupt heraufbeschworen zu haben. Ganz im Gegenteil. Sie freute sich darüber, endlich Klarheit zu haben und nicht mehr ihr eigenes Gewissen verleugnen zu müssen, nur um ihre Position in der Regierung nicht zu verlieren. Eine Regierung, die – wenn es nach Shinzon ging – nicht mehr lange existieren würde.

„Das Sternenimperium ist zu nobel, um eine Schreckensherrschaft über seine Nachbarn auszuüben“, appellierte Shinzon und traf einen wunden Punkt. Ja, nobel. So waren die Romulaner in Tal’auras Idealvorstellung. Dass diese Vorstellung nicht der Realität entsprach, wusste sie selbst, aber sie hegte noch immer die Hoffnung, dass ihr Volk eines Tages dieser Vorstellung gerecht wurde. „Nehmen wir Hiren die Waffe einfach weg, mit der er den Quadranten ins Chaos stürzen will!“

„Sie haben die Mittel?“, fragte Tal’aura überrascht.

„Mehr als 3.000 remanische Krieger stehen bereit. Und wenn sie erst einmal in der Anlage sind, werden sich uns sicher 2.000 weitere Arbeiter anschließen. Aber es wird nicht leicht, in das Innere der Werft einzudringen. Die Eingänge sind Nadelöhre und mit geringer Mühe zu verteidigen. Daher brauche ich Ihre Hilfe!“

Tal’aura fühlte sich geschmeichelt, wie viel ihr Shinzon zutraute. Sie war beeindruckt von seinem Ehrgeiz und kannte seine Ambitionen, in der nächsten Regierung nach Hiren ein unabhängiges remanischen Volk zu vertreten, vielleicht irgendwann sogar Praetor zu werden. Unerfüllbare Träume, denn selbst wenn er die Unterstützung einiger wichtiger aber weniger Volksvertreter hatte und die Minengilde auf seiner Seite stand, würde das Militär niemals zulassen, dass jemand vom Schwarzen Felsen über das Sternenimperium regierte. Aber sie bewunderte ihn für diese Träume und es schmerzte sie, ihn enttäuschen zu müssen: „Es tut mir sehr leid, Shinzon. Aber ich bin nur die Ministerin für innere Angelegenheiten und habe mit der Gladion-Werft an sich nichts zu tun.“

„Meine Legion braucht einen entscheidenden Vorteil“, drängte Shinzon. „Abschaltcodes für die Sicherheitssysteme, Pläne der Truppenstationierung oder ganz allgemein einen Übersichtsplan vom Werftkomplex.“

„Gladion wird von der Reichsflotte und dem Tal'Shiar gemeinsam betrieben. Organisationen, auf die ich keinen Einfluss habe. Vielleicht wenn ich den neuen Prokonsul ...“

„Nein“, unterbrach Shinzon mit scharfer Stimme. „Prokonsul Letant war der erste, der bei Hirens Wahl zum Praetor die Hand erhoben hat.“

Woher weiß er das denn nur?, fragte sich Tal'aura einmal mehr. Der Mann von Remus hatte sie schon bei ihrem ersten Gespräch überrascht, indem er offenbarte, von der Thalaron-Waffe zu wissen, von der Gizor-Station und der Inbetriebnahme der Gladion-Werft. Aber völlig perplex war sie gewesen, als er erklärt hatte, höchstpersönlich für die wirtschaftlichen und logistischen Schwierigkeiten im Sternenimperium verantwortlich zu sein, um Hirens Regentschaft zur Hölle zu machen. Die Bekanntgabe dieser Motivation hatte Shinzon in Tal'auras Augen mit einem Schlag sehr sympathisch gemacht, wengleich er nicht bereit war zu verraten, woher er all sein Wissen nahm, um solche Schwierigkeiten herbeizuführen.

„Außerdem ist Letant unter Hirens Regentschaft in eine höhere Position aufgestiegen“, gab Shinzon zu bedenken. „Er steht in der Schuld des Praetors und würde ihm eine verdächtige Anfrage Ihrerseits sofort melden.“

Tal'aura nickte. Sie wäre mit einem unguuten Gefühl an Letant herangetreten und war froh, dass Shinzon Einwände erhob. Minuten des Schweigens vergingen in denen beide angestrengt darüber nachdachten, was sie unternehmen konnten. Shinzon wägte zweifellos ab, wie hoch seine Verluste bei einem Frontalangriff auf die Eingänge der Werft sein würden. Tal'aura zweifelte nicht daran, dass er den Versuch dennoch wagen würde. Seine Arbeit der letzten Wochen wäre umsonst gewesen, wenn er Hirens nicht auch noch sein letztes Machtinstrument nahm. Erst dann hätte ein Misstrauensantrag gegen den Praetor Erfolg. Oder zumindest eine reelle Chance auf Erfolg. „Wenn Sie die Gladion-Werft einnehmen“, begann Tal'aura, „was haben Sie dann mit der Waffenplattform vor? Werden Sie sie zerstören?“

„Nicht sofort“, entgegnete Shinzon und beschwichtigte sofort: „Aber es wird geschehen, darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Vorerst brauche ich die Thalaron-Waffe noch.“ Und dann erklärte er ihr, was er plante. Erstaunt dachte sie: *Bei den Göttern! Vielleicht hat dieser junge Mensch tatsächlich das Zeug zum Praetor!*

Tal'aura atmete tief durch und gab ihr letztes Geheimnis preis: „Ich weiß vielleicht doch etwas, das Ihnen weiterhelfen könnte.“

„Und das wäre?“

Sie trommelte mit ihren spitzen Fingernägeln nervös auf die Tischplatte, Shinzon starrte sie aus seinen dunklen Pupillen an und wartete auf ihre nächsten Worte. *Zu spät, um einen Rückzieher zu machen*, erkannte sie und begann zu erzählen: „Bevor die Gladion-Werft wieder in Betrieb genommen wurde, gab es umfangreiche bauliche Änderungen an der Anlage. Darunter auch einen neuen Weg, den Ihre Truppen vielleicht nutzen könnten, um ins Innere zu gelangen.“

Das erste Opfer während dieser Mission erbrachte Tuvok bereits beim Betreten der Gladion-Werft. Dank seiner Zenturio-Uniform war er durch die äußeren Kontrollen gekommen, aber um am letzten Posten vorbeizukommen, benötigte er schon etwas mehr: einen Berechtigungscode. Koval hatte – damals noch als Tal'Shiar-Direktor – für Tuvok einen solchen Code generiert. Er war nur einmal einsetzbar und würde irgendwann bei einer Datensichtung einem Analysten als ungewöhnlich auffallen. Aber heute spielte das keine Rolle. Tuvok gab den letzten Buchstaben des Codes in das Bedienfeld ein und ein bestätigender Ton erklang. Der Soldat im Wachhäuschen nickte zufrieden und winkte ihn durch. Das Leuchtsignal an der Spitze des Häuschens gab den weiter hinten stehenden Soldaten zu verstehen, dass sie den Neuankömmling durchlassen sollten. Tuvok folgte dem Verlauf des hohen Stollens und die Soldaten, an denen er vorbeiging, musterten ihn eingehend, versuchten sich zweifellos sein Gesicht einzuprägen, aber gehorchten der Anweisung, ihn passieren zu lassen.

Nach einigen Metern bog Tuvok nach links ab und stand vor einem gewaltigen Metalltor, das genauso hoch war wie der Stollen. Das Tor war stark gepanzert und alle paar Meter ragten Waffenmündungen aus kleinen Öffnungen, die auf den Bereich vor dem Tor gerichtet waren. Aber anstatt mit Disruptorfeuer begrüßt zu werden, hob sich das Tor wie erwartet. Nicht bis ganz nach oben, so wie man es zweifellos bei einer Materiallieferung oder bei der Ausrollung eines kleineren Raumschiffs tat, sondern keine zwei Meter.

Tuvok musste sich sogar leicht ducken, um durch den Spalt zu schlüpfen. Während er das tat, spürte er über sich regelrecht das Gewicht des tonnenschweren Tors und war alles andere als unglücklich, als er die andere Seite erreicht hatte. Mindestens ein halbes Bataillon romulanischer Soldaten wartete dort, wie ihre Kollegen in den Schießscharten des Tores blieben aber auch sie untätig, wenngleich sie ihre Waffen in Stellung hielten. Schweigend und ohne Hektik ging Tuvok einfach an ihnen vorbei. Erst als er um die nächste Ecke bog, vernahm er den Lärm von Aktivität hinter sich. Ein Drilloffizier schrie seine Soldaten an und führte die Waffenübung fort, die Tuvoks Eintreffen unterbrochen hatte.

Romulaner bewachten ihre militärischen Einrichtungen mit fast schon übertrieben wirkender Hingabe, das hatte Tuvok auch schon vor seiner Reise zur Gazor-Station gewusst. Das Soldatenkontingent in der Gladion-Werft war vergleichbar eindrucksvoll, denn die Anzahl der durchnummerierten Baracken, an denen Tuvok nun vorbeiging, deutete auf mehr als nur ein der Werft zugeteiltes Bataillon hin. Und jedes wachsame Augenpaar war auch nötig, denn erst als Tuvok an der letzten Baracke vorbei war, offenbarten sich ihm die immensen Ausmaße der Werft. Tief unterhalb der Oberfläche von Remus gab es diesen gewaltigen Hohlraum – teils natürlich entstanden, teils mit der Zeit künstlich erweitert – mit einem Durchmesser von rund zwei Kilometern. Und einen großen Teil dieses Hohlraums nahm das schwarze, monumentale Gebilde ein, das mit ausgefahrenen Landestützen auf einer kreisrunden Basis stand, umgeben von Hunderten Konstruktionsarmen, die an der finsternen Hülle ferngelenkt arbeiten. Und das Schlimmste war, dass diese Konstruktionsarme mit nichts anderem als mit Kleinigkeiten beschäftigt waren: Hirens Waffenplattform war schon so gut wie einsatzbereit.

Es fehlte noch die typische grüne Hüllenfarbe romulanischer Raumschiffe und hier und da wurde an den Panzerplatten geschweißt, aber insgesamt war die Waffe vollständig. Ihr zentraler Kern bestand aus einem trapezförmigen Rumpf, an dessen nach vorne gerichtetem Ende eine beeindruckende Waffenphalanx saß. Es waren konventionelle Waffensysteme wie Torpedorohre und Disruptor-Bänke. Die Primärwaffe verbarg sich in den weiten Schwingen, die links und rechts vom Haupttrumpf leicht nach unten geneigt herausragten und dem ganzen Gebilde eine Flügelspannweite von mindestens einem Kilometer verliehen. Tuvok ließ sich vom Design nicht täuschen: Die

ausufernd großen Flügel konnten keine aerodynamische Funktion haben, sondern mussten Bestandteil der Primärwaffe sein: Thalaron-Abstrahler. Den entscheidenden Hinweis darauf gaben Tuvok die Arbeiten am Backbord-Flügel. Dieser war fächerartig geöffnet und die Spitze eines jeden Fächers mit einer seltsamen Waffenöffnung versehen, die Tuvok keinem ihm bekannten Waffentypus zuordnen konnte.

Fähig zu Warp-Geschwindigkeit und Tarnung, erinnerte sich Tuvok an die Spezifikationen der Waffenplattform, die Hirens damals auf der Gazor-Station den Senatoren genannt hatte. *Auf das Abfeuern von Thalaron im planetaren Ausmaß spezialisiert*.

Hirens hatte definitiv nicht übertrieben. Tuvok konnte sich gut vorstellen, wie Thalaron-Strahlung aus einem im Haupttrumpf befindlichen Partikelkollektor in die Emitter an den Flügelspitzen geleitet wurde um von dort auf ein bestimmtes Ziel abgefeuert zu werden. Egal ob als konzentrierter Strahl auf ein Raumschiff oder als sich ausbreitende Strahlungswolke, die sich über einen ganzen Planeten legte und jedes animalische Leben auf ihm auslöschte. Was eine Char'vai-Katze umbringen konnte, reichte auch aus um Menschen, Klingonen, Andorianer, Tellariten und natürlich auch Vulkanier zu töten.

Außerordentlich leicht fiel Tuvok die spontane Entscheidung, dass er umgehend etwas gegen die Gefahr unternehmen musste. War die Waffenplattform erst einmal gestartet, würde sie sich kaum noch aufhalten lassen. Allein ihre konventionellen Waffen machten sie zum mächtigsten Kriegsschiff weit und breit. Weder die Klingonen noch die Föderation hatten jemals etwas Vergleichbares gebaut.

Doch bedauerlicherweise hatte Tuvok keine Ahnung, was er tun sollte. Er war nur ein Mann gegen einen Koloss aus Metall. Jede Sabotage, die er alleine anrichten konnte, wäre so gering, dass sie kaum Auswirkungen hätte und nach Entdeckung schnell repariert werden könnte.

So ungern es Admiral Janeway auch hören würde, so lag die Schwachstelle der Waffenplattform in der Versorgung mit Thalaron. Wenn die Felddichte des Gazor-Subraumrisses wieder hoch genug war, säße die Waffenplattform auf dem Trockenen. Die Zerstörung der Gazor-Station durch die Persephone entwickelte sich zu einem immer logischeren Schritt, so sehr Tuvok es um Kovals Willen und um das Schicksal seiner Kammeraden von der Voyager bedauerte.

Da Tuvok nie mehr Gelegenheit erhalten würde, in die Werft zurückzukehren, wollte er seinen Aufenthalt vor seiner Rückkehr nach Myrella so gut es ging nutzen und sich genauer umsehen. Vor der Konstruktionsbasis befand sich ein ebenes, weitgehend leergeräumtes Feld. Früher sicher ein Materiallager aber nun lagen dort nur noch ein paar kleinere Hüllenplatten rum sowie ein paar Bauteile, die wahrscheinlich nur als Ersatz dienten. Dahinter befanden sich weitere Gebäude, die sich deutlich von den Soldatenunterkünften unterschieden. Ein besonders hohes, schmales Gebäude, das fast bis zur Höhlendecke ragte, war zweifellos die Planungszentrale, von der die Bauarbeiten koordiniert wurden. Daneben gab es ein paar unscheinbare Häuser. Etwas luxuriöser als die Baracken, aber wahrscheinlich dienten sie demselben Zweck: Ein Zuhause fern der Heimat. Vermutlich waren diese besseren Unterkünfte für die Romulaner in leitenden Positionen vorgesehen. Tuvok fragte sich, wo wohl die remanischen Arbeiter untergebracht waren und fürchtete, dass ihnen nur der Platz in den Erdlöchern auf der gegenüberliegenden Seite des Baugrunds zustand.

Nach einer halben Stunde glaubte Tuvok alles Wichtige gesehen zu haben mit Ausnahme des Inneren der Waffenplattform. Er erwog, sich auch das Innere des Schiffes anzusehen, kam dann aber zu dem Schluss, dass dies nur ein unnötiges Risiko darstellte. Wahrscheinlich arbeiteten dort nur Remaner und ihre Aufseher. Jemand in der Uniform eines Zenturios hätte sicher ungewollte Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Und da eine Sabotage des Schiffes ohnehin außer Frage stand, lautete der logische Schritt, seinen Aufenthalt nicht weiter zu verlängern und den Werftkomplex auf demselben Weg zu verlassen wie er ihn betreten hatte. Daher war Tuvok bereits auf dem Rückweg, als ihm in der Nähe der Soldatenunterkünfte ein weiteres Gebäude auffiel. Es stand ein wenig abseits, war fensterlos und die Laternen, die den Weg dorthin erleuchten sollten, waren deaktiviert. Das Gebäude bestand nur aus einer einzigen Ebene, sein Äußeres war eine fugenlose, weiße Plastikverschalung und sowohl die Haken am flachen Dach als auch die Säulen, auf denen es einen Viertelmeter über Bodenniveau stand, machten klar, dass es beweglich war. Tuvok hatte noch nie ein Gebäude gesehen, das exakt gleich aussah, aber doch erinnerte es ihn an etwas aus seiner Vergangenheit. Er hatte so etwas Ähnliches schon gesehen und müsste wissen,

welchem Zweck es diene. Er überlegte angestrengt, bis er eine Eingebung hatte:

Der Absturz der U.S.S. Perseus in der Nähe von Vulcana Regar vor ungefähr 60 Jahren. Nach der Bruchlandung des Sternenflottenschiffs hatte es mehrere Strahlungslecks gegeben, die halbe Stadt war evakuiert worden und Tuvok – damals nur Reservist – war von der Sternenflotte wieder in den aktiven Dienst gestellt worden, um bei der Katastrophenbekämpfung zu helfen. Und gearbeitet hatte er damals in einem besonders stark abgeschirmten Container-Gebäude, das von der Sternenflotte zum Katastrophenort gebracht worden war.

Ein solches Gebäude auch in der Nähe der Baustätte einer Thalaron-Waffe zu sehen, wäre an sich nicht verwunderlich gewesen. Doch Tuvok hatte sich im gesamten Werftkomplex umgesehen und freiwerdende Strahlung schien nirgendwo einen Grund zur Sorge darzustellen. Keine Isolierungen, keine Druckluken oder Kraftfeldsperrren. Warum sollte man also ein Gebäude, in dem sich wahrscheinlich nicht mehr als 10 Personen gleichzeitig aufhalten konnten, so stark abschirmen?

Vielleicht nicht, um die Personen im Inneren vor einem Unfall hier draußen zu schützen, sondern alle anderen vor einem Unfall, der im Container-Gebäude passierte?

Tuvok hatte das kleine Gerät vor Augen, die silberne Scheibe, die sich entfaltete und tödliche Thalaron-Strahlung abgeben konnte. Sie war eigentlich nur ein Funkempfänger – hatte Hirens Handlanger Suran behauptet – der die Strahlung aus der Subraumdomäne an ihren Einsatzort im Normalraum sendete. Die waffenfähige Verteilung der Strahlung fand ganz sicher in den Schiffssystemen statt, aber „herbeigerufen“ wurde sie über eine Art Funkgerät, das vielleicht noch zusätzlich ausgestattet war mit einer Sammeleinheit, die verhinderte, dass die flüchtige Strahlung wieder in ihre Domäne zurückkehrte bevor ausreichend Thalaron-Partikel zur Bestrahlung des Zielgebiets zur Verfügung standen. Dieses Herzstück der Waffe war klein und angesichts seiner Gefährlichkeit war es nur logisch, es erst ganz am Ende der Konstruktionsarbeiten in die Schiffssysteme zu integrieren. Und Tuvok konnte sich keinen besseren Ort zur vorübergehenden Lagerung vorstellen, als dieses abgeschirmte Container-Gebäude.

Wenn es weder möglich ist die Gazor-Station zu zerstören und den Subraumriss zu schließen, noch die mobile Waffenplattform zu sabotieren, dann bleibt als verwundbarste Stelle jenes Element übrig, das beides miteinander verbindet.

Tuvok näherte sich der Tür des Containers, versicherte sich, dass er unbeobachtet war und sah sich zugleich nach einer Waffe um – seine Disruptor-Pistole war ihm natürlich bereits am ersten Kontrollpunkt abgenommen worden. Er wählte ein loses Fensterbrett von einer der Baracken. Das Metall war rostig, die Schweißnähte ausgefranst. Eine hässliche Waffe aber eine, die Wirkung zeigen würde. Nur noch fünf Schritte trennten ihn von der Zugangstür, als aus den Tiefen der Höhle kreischende Laute erklangen und abwechselnd grüne und rote Leuchtsignale aufblinkten. Ein Alarm war gegeben worden, aber Tuvok war sicher, nicht die Ursache dafür zu sein. Dennoch ging er in Deckung, denn die Türen der Baracken flogen auf und Hunderte Soldaten stürmten bewaffnet zur Konstruktionsstätte.

Also ein militärischer Notfall und wahrscheinlich kein Unfall bei den Bauarbeiten, schloss Tuvok. Er sah hinüber zur Waffenplattform, aber seiner Einschätzung nach wirkte abgesehen von den Leuchtsignalen alles normal.

Bis zur Explosion.

Tagesanbruch auf Remus. Und wie alles in ihrem Leben mussten sich die Remaner sogar einen Sonnenaufgang selbst erarbeiten, denn die gebundene Rotation ihres Planeten sorgte dafür, dass stets die gleiche Seite von Remus von der Sonne beschienen wurde, während die andere Seite in ewiger Dunkelheit lag. Als „Schwarzer Felsen“ wurde Remus von den Romulanern oft abwertend bezeichnet, aber das stimmte nicht. Am heutigen Tage würden Remaner die Dunkelheit verlassen und ihren ersten Sonnenaufgang erleben.

Shinzon sah mit Stolz auf seine Armee hinab, die wie er im Schatten des Westhangs der Tanadis-Hochebene kauerte und sich vorbereitete. 3.000 remanische Soldaten umwickelten ihre Köpfe mit Stoffetzen und improvisierten Sichtschutz aus getönten Glasscherben oder winzigen Löchern im Stoff vor ihren Augen, die perfekt für das Sehen in der Dunkelheit geeignet waren, aber empfindlich auf Helligkeit reagierten. Shinzon war sich bewusst,

dass er eine Armee der Finsternis anführte und in die für sie lebensfeindlichste Umgebung beorderte. Bereits hier am Hang war die Luft unangenehm schwül und der Himmel so hell wie bei Tagesanbruch auf Romulus. Nur mit dem Unterschied, dass er nicht heller werden würde, sofern sich die Armee nicht weiter in Richtung Tagseite bewegte. Seine Soldaten hatten demnach Zeit, sich vorzubereiten und mussten auch keine Entdeckung fürchten.

Vom Prankor-Tal aus hatte Shinzon die Remaner entlang der Kelbonit-Adern bis an den Rand der Hochebene geführt. Das Mineral war nicht nur sehr kostbar und zum Formen von Steinklingen zu gebrauchen, sondern blockierte auch wirksam Sensoren. Solange niemand ein hochauflösendes optisches Teleskop aus dem Orbit auf sie richtete, blieb die remanische Legion unsichtbar. Aber das würde sich schlagartig ändern, sobald sie die Hochebene betraten.

Shinzon hörte das Prasseln losen Gesteins unter sich und bemerkte Varkuruk, der den Hang in erstaunlichem Tempo erklimmte. Wie bei den anderen Remanern war auch sein Gesicht ver mummt, aber er war der einzige, der wie Shinzon eine Paradeuniform trug. Die beiden hochrangigsten Führer der remanischen Legion sollten für jeden ihre Männer deutlich erkennbar sein. Wenn sich diese beiden an vorderster Front in die Schlacht begaben, sollte dies als motivierendes Beispiel für den Rest der Truppe dienen.

Varkuruk erreichte Shinzon und drückte sich flach gegen die staubige Felswand. Nur fünf Meter über ihren Köpfen schossen Sonnenstrahlen über ihre Köpfe hinweg, sichtbar gemacht durch aufgewirbelten Staub, von dem es auf Remus' Oberfläche mehr als genug gab.

„Alle sind bereit“, berichtete Varkuruk und reichte Shinzon einen grauen Stofffetzen. Doch Shinzon lehnte ab:

„Nein! Ich verstecke mich nicht. Wenn ich diesen Angriff führe, dann als der Mann, der ich bin.“

„Aber du bist eine verlockende Zielscheibe“, gab Varkuruk besorgt zu bedenken. Shinzon wusste es zu schätzen, dass sich sein remanischer Freund und Beschützer seit 17 Jahren um sein Wohl kümmerte, aber Varkuruk steckte nicht in Shinzons sterbender Haut. Er hatte nichts zu verlieren aber alles zu gewinnen. Wie konnte Varkuruk nur verstehen, wie unbedeutend in diesem Fall ein Stofffetzen war, der Shinzons Kopf bedeckte oder nicht bedeckte?

Shinzon legte seinem Freund die Hand auf die Schulter und bat: „Gib mir die Kraft, die ich brauche, um heute zu obsiegen.“

Die Wirkung der Bluttransfusion hielt noch an, bis jetzt hatte Shinzon noch keine erneuten Schmerzanfälle durchlitten, aber Varkuruk legte dennoch seine flache Hand auf Shinzons Brust und übertrug über die mentale Brücke ein berauschendes Gefühl, das Shinzons Herz erfasste, es schneller schlagen ließ, was in ihm neue Kräfte weckte.

Nachdem Varkuruk die Verbindung gelöst hatte, fühlte sich Shinzon so stark wie nie zuvor in seinem Leben und bereit, in den Kampf zu ziehen. So gut es ging versuchte er am steilen Hang gerade zu stehen und rief seinen Soldaten zu: „Krieger von Remus! Seid Ihr bereit?“

Die eine Hand zur Faust geballt, die andere Disruptor-Pistolen, Gewehre oder Stichwaffen haltend, rissen die Remaner ihre Arme empor und antwortete mit einem ohrenbetäubenden Kampfschrei.

„Dann tut, was Ihr am besten könnt! Kämpft und erobert!“ Mit diesen Worten drehte er sich von seinen Kriegern weg und kletterte nach oben. Angetrieben vom Lärm eines weiteren Kampfschreis in seinem Rücken erreichte er in Windeseile die Tanadis-Hochebene. Weder das gleißende Sonnenlicht am Horizont noch die ihm entgegenschlagende heiße Luft bremste ihn, als er vorwärts stürmte, über die karge Landschaft zu jener im Sonnenlicht glänzenden Fläche, von deren Existenz ihm Tal'aura erzählt hatte.

Hinter sich hörte Shinzon das laute Stampfen Tausender Füße, die wie ihr Anführer dem Ziel entgegenrannten. Sein eigenes Schrittempo verlangsamte er kaum, als er hinter sich griff und aus seinem Rucksack einen schwarzen Kunststoffstab holte, der nicht länger als sein Unterarm war. Kurz bevor Shinzon auf die glänzende Fläche trat, betätigte er den Aktivierungsschalter an der Spitze des Stabes, holte weit aus und warf ihn so weit wie ihm möglich nach vorne. Zufrieden beobachtete Shinzon, wie der Stab ähnlich einem Propeller durch die Luft wirbelte und nur knapp vor dem Mittelpunkt der kreisrunden Metallfläche landete.

Die Disruptor-Granate explodierte mit einem lauten Knall und riss ein gewaltiges Loch in das obere Schleusentor der Gladion-Werft. Spätestens jetzt würden fünf Kilometer unter ihm alle Alarmsirenen anspringen und die Romulaner in Kampfbereitschaft versetzen.

Shinzon erreichte im Laufschrift als erster den Rand des Loches und entnahm seinem Rucksack einen Schmelzbolzen, den er mit den Überresten des Schleusentors verschweißte. Am Bolzen befestigte er die Seilwinde, deren Haken er mit seinem Gürtel verband. Seine Krieger holten ihn erst jetzt ein und strömten wie eine gewaltige graue Masse um das Loch herum, um genauso zu verfahren wie Shinzon, der inzwischen die zweite Disruptor-Granate hervorgeholt hatte. Er aktivierte sie und warf sie ins Loch. Der Fall durch die Schwärze dauerte lang und Shinzon wurde schnell ungeduldig. Aber dann hallte das Echo der Explosion durch den Startkanal nach oben und Shinzon sprang in die Tiefe. Während sich das Seil kontrolliert abrollte und er in halsbrecherischem Tempo fiel, brannte der Rauch von der Explosion in seinen Augen noch stärker als das grelle Licht an der Oberfläche, aber er ertrug es mit einem Schulterzucken, denn auch hier unten gab es Licht: Das untere Schleusentor war erfolgreich gesprengt und aus der darunter liegenden Gladion-Werft drang das künstliche Licht von Flutlichtmasten und Suchscheinwerfern in den hohen Schacht.

Shinzon fiel durch die zweite Öffnung und spürte, wie die Bremse der Seilwinde wie programmiert aktiv wurde und seinen Fall verlangsamte. Shinzon verschaffte sich sofort einen Überblick über die Aufteilung der Höhle und erkannte die erste Gruppe romulanischer Soldaten, die sich vor dem mächtigen Raumschiff, das hier gebaut wurde, sammelten. Er überlegte nicht lange, zog seine beiden Disruptor-Pistolen aus den Hüfthaltern und feuerte auf die Romulaner. Zufrieden stellte Shinzon fest, dass sich seinem Waffenfeuer weiteres hinzugesellte. Die Remaner waren ihrem Anführer dicht auf und hielten die Romulaner in Schach, bis sie hinter dem Raumschiff wieder auf festem Boden standen. Wie erhofft war das Schiff nicht direkt unter dem Startkanal positioniert, sondern ein bisschen davor. Die Explosion der Granate und herabfallende Trümmer von den Schleusentoren hatten keinen Schaden am Schiff verursacht und nun dienten seine Landestützen als willkommene Deckung bis die gesamte Legion hier unten angekommen war.

Über den Lärm des Waffenfeuers hinweg hörte Shinzon Varkuruk laut Anweisungen rufen. Die Remaner rückten vor, eine Landestütze nach der anderen und die Romulaner schienen völlig überfordert zu sein. Ein Wall aus Leichen versperrte den nachrückenden Romulanern bereits den Weg, als die Angreifer jede zur Verfügung stehende Deckung unterhalb des Raumschiffs

eingenommen hatten und zu verteidigen wussten. Aber Shinzon hatte weit mehr vor, als nur zu verteidigen.

Varkuruk duckte sich unter die grünen Energiebolzen der Romulaner hinweg, feuerte blaue Strahlenimpulse aus seinem eigenen Disruptor zurück und erreichte Shinzons Position. Er riss sich den grauen Stoff vom schweißgebadeten Gesicht und sagte: „2.900 Mann in der Werft. 100 sichern an der Oberfläche die Seile.“

Zu jedem Angriffsplan gehörte auch eine Rückzugsstrategie, aber Shinzon hatte keine Absicht, heute davon Gebrauch zu machen. Er bemitleidete die 100 Remaner, die sich nicht aktiv am Kampf beteiligen durften und stattdessen in der heißen Sonne ausharren mussten. Aber er vertraute Varkuruk, dass er nur jene Krieger zurückgelassen hatte, die bereits Erfahrung im Aufenthalt in einem solchen Klima hatten.

„Ich schicke eine Kompanie zu den Arbeiterunterkünften“, sagte Shinzon und zeigte zu den ausladend wirkenden Löchern dort, wo der Boden der Höhle sanft in eine Felswand aufstieg. „Mit drei weiteren Kompanien sichere ich das Schiff. Rücke du mit dem Rest unserer Leute tiefer in die Höhle vor und dränge die Romulaner zurück. Du weißt, nach was du Ausschau halten musst?“

„Ein bewegliches Haus, weiß, niedrig, ohne Fenster und mit nur einer Tür.“

Shinzon nickte. Tal'aura wusste, dass ein mobiles Strahlenforschungslabor vom damaligen Prokonsul Hiren angefordert worden war und mit hoher Wahrscheinlichkeit irgendwo hier rumstand. Noch immer staunte Shinzon darüber, wie leicht die Romulanerin auf seine falschen Versprechungen hereingefallen war.

„Erobere es für uns, mein Freund. Was sich in diesem Haus befindet, ist noch viel wichtiger als dieses mächtige Raumschiff!“

„Ich verspreche dir den Erfolg, Shinzon.“

Ifrana hielt die silberne Scheibe in ihren zittrigen Händen. Nie im Leben hätte sie sich gedacht, diese von ihr konstruierte Waffe selbst einsetzen zu müssen, aber die Lage war wirklich ernst, das wusste sie. Alle Bildschirme im Labor informierten über den Alarmzustand im Werftkomplex und vor der Tür

hatten Soldaten mit gezückten Disruptor-Pistolen Stellung bezogen und – was noch schlimmer war – Ifrana zu ihrem eigenen Schutz im Labor eingesperrt.

Seit Jahren arbeitete Ifrana in Laboren wie diesem, gehörte trotz ihrer Jugend – 50 Jahre, was für eine Romulanerin bedeutete, dass sie ungefähr wie eine 25jährige Menschenfrau aussah – zu den angesehensten Strahlenforschern und Ingenieuren ihres Volkes. Aber zum ersten Mal fühlte sie die Enge eines solchen Containers und konnte nur schwer atmen. Ihr Verstand sagte ihr, dass dies nur eine psychosomatische Reaktion war. Es wurde nicht mehr physischer Druck auf das äußerst stabil gebaute mobile Labor ausgeübt, nur weil draußen ein Kampf tobte. Aber dieser rationale Gedanke steuerte wenig zu ihrer Beruhigung bei.

Die Hintergründe des Kampfes kannte Ifrana nicht, aber sie vermutete einen Arbeiteraufstand. Ihr war völlig bewusst, wie übel die Remaner von den Romulanern behandelt wurden, aber mit reinem Gewissen konnte sie von sich behaupten, daran keine Schuld zu tragen. Sie sah hinüber zum von unten beleuchteten Glastisch, auf dem Hunderte winzige Metallteile und einige leere Gehäuse verstreut herumlagen. *Ich baue ganz allein kleine, handliche Geräte. Ich versklave und zwingen niemanden zu etwas. Was kann ich dafür, dass der Praetor meine Geräte in seinen obszön aussehenden Schlachtkreuzer verbauen will?*

Sie schreckte aus ihren Gedanken hoch, als etwas von außen gegen die Container-Wände schlug. Es musste schon ein sehr heftiger Aufprall gewesen sein, denn sonst hätte sie ihn durch die dicke Beschichtung nicht gehört.

Ein weiter Knall, nun direkt gegen die Tür. Ifrana hyperventilierte noch heftiger als zuvor, das Herz schlug ihr bis zum Hals und sie stolperte zurück, bis sie die große Computerkonsole in ihrem Rücken spürte. Ihre Angst war nicht mehr steigerungsfähig und sie reagierte gar nicht mehr, als gelbe Funken sprühten und sich eine laut kreischende, rotierende Klinge durch den Türrahmen fraß. Eine Minute lang stand Ifrana nur da und beobachtete wie versteinert die Tür, durch die das Unheil nahen würde.

Die Klinge beendete die Umrundung des Türrahmens und zog sich zurück. Zuerst geschah für einige Augenblicke nichts, aber dann wackelte das ausgeschnittene Teil und durch die Ritzen hörte sie einen Schrei von der anderen Seite. Als ob jemand all seine Kraft zusammennahm. Nochmal riss der Unbekannte an der Tür und beim dritten Versuch klappte es. Die Tür

wurde aus der Wand gezogen und hinter der neugeschaffenen Öffnung stand ein großer, grauhäutiger Remaner – überraschenderweise in einer Paradeuniform gekleidet – und hielt die Tür samt herausgerissenem Türrahmen hoch über seinem Kopf. Für einen Moment trafen sich ihre Blicke, dann warf der Remaner die Tür achtlos zur Seite und betrat das Labor mit bedächtigen Schritten. Hinter ihm erkannte Ifrana, dass die Barackensiedlung der romulanischen Bataillone von bewaffneten Remanern gestürmt wurde.

Das sind ganz bestimmt nicht unsere Werftarbeiter, dachte Ifrana und freute sich ganz plötzlich darüber, dass ihre Angst sie nicht mehr am Denken hinderte. Sie erinnerte sich an das Gerät, das sie schon die ganze Zeit über in ihrer rechten Hand hielt. Sie riss es hoch und richtete es auf den Remaner. Der Eindringling schien zu wissen oder zumindest zu vermuten, um was es sich handelte, denn er hielt inne, wich sogar einen halben Schritt zurück.

Und obwohl es keinen Sinn zu machen schien, lächelte er plötzlich und entblöbte dabei spitz zulaufende Zähne in den Mundwinkeln. Ein scheußlicher Anblick, fand Ifrana und fragte sich, was seine Erheiterung verursacht haben konnte.

„Sie werden mich nicht töten, Doktor Ifrana“, sagte der Remaner selbstsicher. „Ich kenne den Gesichtsausdruck von jemandem, der bereit ist zu töten. Aber in Ihrem Gesicht sehe ich nur lähmende Angst.“

Sie fragte sich, woher der Remaner ihren Namen kannte, fand darauf aber keine Antwort und hätte fast übersehen, dass sich der Remaner ganz langsam wieder näherte und wie in Zeitlupe seinen Arm ausstreckte, um ihr das Gerät aus der Hand zu nehmen.

Reflexartig zuckte ihr Zeigefinger in Richtung des Aktivierungsschalters an der Rückseite der Metallscheibe. Wenn sie auf ihn drückte, würde sich die Sammeleinheit entfalten, in einem Kraftfeld Thalaron-Partikel in einer spiralförmigen Matrix anhäufen, bis sie entweder den Schalter wieder losließ oder die Aufnahmefähigkeit des Geräts erschöpft war. Im Anschluss würde sich die Strahlung zwar zuerst in Richtung des Remaners ausbreiten und ihn zu Asche verwandeln, aber sich dann welligfallend ausbreiten und jedes lebende Wesen im Labor – oder der gesamten Höhle – umbringen. Einschließlich Ifrana selbst.

Wenn der Remaner recht hat, und ich nicht einmal jemanden töten kann, der mir solche Angst einjagt, wie könnte ich mich dann selbst töten?

Die Hand des Remaners erreichte sie und seine Finger mit den langen, ungepflegten Fingernägeln umklammerten den Thalaron-Kollektor. Ohne Gewalt einsetzen zu müssen nahm er ihr das Gerät einfach aus der zitternden Hand. Ohne Hektik. Sie hätte den Aktivierungsschalter noch immer drücken können, aber sie konnte sich einfach nicht überwinden. Sie hing einfach zu stark an ihrem Leben. Die Angst vor dem Tod war bei weitem größer als die Furcht vor all den unvorstellbaren Grausamkeiten, die der Remaner ihr antun könnte.

Das Verhalten des Remaners fand Ifrana sehr seltsam, denn obwohl er gerade die mächtigste Waffe des Universums in seiner Klaue hielt, blieben seine stechenden Augen auf sie gerichtet. „Es gibt keinen Grund sich zu fürchten ...“, sagte der Remaner in beinahe beruhigendem Tonfall, doch welche Worte unmittelbar danach aus seinem Mund drangen, nahm Ifrana gar nicht mehr wahr. Ihre ganze Aufmerksamkeit galt dem romulanischen Zenturio, der mit einer Metallplanke bewaffnet hinter dem Rücken des Remaners lautlos ins Labor schlich.

Die Remaner, die zusammen mit Varkuruk beim mobilen Laborgebäude eingetroffen waren, hatten sich im Umkreis verteilt, nachdem ihr Anführer mit einem umfunktionierten Felsschneider und Muskelkraft die Tür aus der Wand gerissen hatte. Sie hatten Tuvok übersehen, der in den schmalen Freiraum unterhalb des Containers gekrochen war. Erst nachdem er sich vergewissert hatte, dass ihn niemand beobachten konnte, robbte er wieder ins Freie, wobei er sich auf dem Schotter die Uniform zerriss und sich die Haut leicht aufschürfte. Das scharfkantige Stück Metall hielt er noch immer fest umklammert, als er um die Ecke des Containers zur nun unbewachten Öffnung schlich. Aus dem Inneren des Labors drang Varkuruks Stimme an sein Ohr.

Tuvok konnte sich nicht erklären, was hier gerade geschah. Von einem Angriff auf die Werft war nie die Rede gewesen. Vor allem da er als nicht umsetzbar gegolten hatte. Und doch war Varkuruk hier und führte Tausende Remaner an, die kurz davor standen, innerhalb kürzester Zeit den gesamten Werftkomplex unter ihre Kontrolle zu bringen. Einschließlich der fast

einsatzbereiten Waffenplattform und dem, was sich in diesem Labor befand. Tuvok hegte den Verdacht, dass Varkuruks Angriff nicht dem Zweck diene, Koval zu unterstützen.

Aber handelt Varkuruk auf eigene Faust? Oder im Auftrag von Shinzon?

Tuvok beschloss, eine Antwort auf diese Frage zu finden. Varkuruk redete auf jemanden ein, der sich im Labor aufhielt. Der Vulkanier nutzte diese Ablenkung, trat leichtfüßig ein und versteckte sich hinter einem vollgestellten Regal, durch das er das Geschehen weiter hinten im Labor beobachten konnte. Varkuruk sprach auf eine ungewöhnlich aussehende Romulanerin ein. Ihre Augenbrauen waren in einem besonders steilen Winkel nach oben gewölbt und hatten die gleiche Farbe wie ihr rotbraunes, lockiges Haar, das sie dicht am Hinterkopf zusammengebunden hatte. Ihre Kleidung wirkte sehr leger und alles andere als militärisch, was Tuvok vermuten ließ, es könne sich bei der Frau um die Wissenschaftlerin handeln, von der Hiren und Suran auf der Gizon-Station gesprochen hatten. Wenn Varkuruk wirklich hinter der Thalaron-Waffe her war, dann würde er der Frau, die sie entwickelt hatte, kein Haar krümmen. Das gab Tuvok bei seiner Attacke einen wichtigen Vorteil, denn Varkuruk würde logischerweise nicht wagen, die Romulanerin in Gefahr zu bringen.

Auf leisen Sohlen schlich Tuvok von hinten näher an Varkuruk heran, der immer noch auf die Frau einredete und versuchte, sie davon zu überzeugen, dass die Remaner nur hier waren, um sie zu „retten“. Seine Überredungsversuche blieben zum Glück erfolglos, andererseits hätte die Frau ihn vor Tuvok gewarnt. Varkuruks breiter Rücken versperrte ihr jetzt zwar sicher den Blick auf Tuvok, aber vorhin, als er in den Container geschlüpft war, musste sie ihn von ihrer Position aus gesehen haben.

Nur noch einen Meter trennte Tuvoks linke Hand von Varkuruks Schulter. Und sollte der vulkanische Nackengriff den Remaner nicht sofort ins Reich der Träume schicken, so hielt Tuvok in der rechten Hand noch immer das Metallteil, mit dem er nötigenfalls zuschlagen würde.

Zentimeter fehlten, als Varkuruk plötzlich verstummte und herumwirbelte. Der Remaner erkannte die Gefahr und wich zurück zur großen Computerkonsole an der Rückwand und Tuvok begriff, dass Varkuruk das Spiegelbild des sich anschleichenden Vulkaniers in der reflektierenden Bildschirmfläche gesehen haben musste. Die Frau, die eben noch an der

Konsole gestanden war, flüchtete zur Seite und kauerte sich hinter einem Schrank zusammen.

„Tuvok“, murrte Varkuruk nur als er erkannte, dass sein Angreifer kein echter Zenturio war. „Was tun Sie denn hier?“

„Eine interessante Frage“, entgegnete Tuvok und hielt das Metallstück nun so, dass das ausgefranste, scharfe Ende auf Varkuruks Hals zielte. „Ich wollte Ihnen dieselbe Frage stellen. Also? Was tun Sie hier?“

Und dann brachen alle Dämme, die Tuvoks Emotionen zurückhielten und er schrie aus vollem Leibe. Eine scharfe Klinge war ihm gewaltsam in den Rücken getrieben worden und ihre blutverschmierte Spitze ragte aus seiner Brust. Shinzons Gesicht schob sich über seine linke Schulter und der menschliche Remaner flüsterte die Antwort auf Tuvoks Frage: „Man nennt es ... Verrat!“

Shinzon zog seinen Dolch mit brutaler Gewalt aus der bluttriefenden Wunde heraus und verursachte damit weiteren Schaden. Tuvok torkelte stöhnend zurück und warf dabei das Regal um, dessen Inhalte sich scheppernd über den Fußboden verteilten. Übel riechende Flüssigkeiten traten aus zerbrochenen Behältnissen aus und vermischten sich mit Tuvoks grünem Blut, als der Vulkaner über den Boden robbte, fort von Shinzon und Varkuruk, die ihm nur mit gespielmtem Mitleid hinterher sahen. Aber er kam nicht weit, der Blutverlust forderte seinen Tribut und Tuvok musste – halb liegend, halb gegen das umgestürzte Regal gelehnt – seine Flucht aufgeben. Schwäche ergriff seinen ganzen Körper und trübte seine Sinne. Aber ganz deutlich sah er noch, wie Shinzon zur Konsole zeigte und Tuvok hörte, wie er Varkuruk fragte: „Kann man damit einen Kommunikationskanal öffnen?“

„Ich bin zwar an Einsamkeit gewöhnt, weiß Ihre Gesellschaft aber sehr zu schätzen, Grook“, sagte Koval zum Anticaner, während beide am kleinen Tisch saßen und ihr repliziertes Mittagessen zu sich nahmen. Koval hatte für sich ein irdisches Nudelgericht bestellt und kämpfte mit den Essstäbchen. Grook verwendete hingegen die Finger, um aus einer Schüssel eine rotbraune, klumpige Soße zu löffeln. Seiner Auskunft nach eine tellaritische Speise, die

äußerst unbefriedigend repliziert worden war. „Ich bin mir sicher, auf Balduk könnten Sie *Gagh* bekommen.“

„Auf Balduk gibt es das beste *Gagh* des klingonischen Imperiums“, behauptete Grook und Koval musste ihm das wohl glauben. Er selbst fand die Vorstellung, lebende Schlangwürmer zu essen, ziemlich widerlich und unzivilisiert. „Das liegt an der Kälte“, sprach Grook weiter. „Ich habe gehört, dass man inzwischen auch in anderen Teilen des Imperiums *Gagh* auf Eis serviert.“

„Wenn Sie das sagen.“

Sie aßen eine Weile schweigend weiter. Grook beendete sein Mahl zuerst, leckte seine Finger und wischte sich mit dem Ärmel seine Schnauze ab. „Admiral Janeway wollte nicht, dass Sie sich im Stich gelassen fühlen. Daher bat sie mich, für die Dauer von Tuvoks, Shinzons und ihrer Abwesenheit bei Ihnen zu bleiben. Glauben Sie nicht, dass ich nur hier bin, um ein Auge auf Sie zu haben.“

Der Anticaner war schlauer als er aussah, stellte Koval fest. Der Gedanke war ihm tatsächlich gekommen. Bislang hatte Koval Grook nur oberflächlich kennengelernt, da der Anticaner am liebsten an Bord der *EjDo* blieb und nur hier runter in die Pumpstation kam, wenn er dabei half, etwas zu tragen. In Kovals Augen war der Anticaner bis zu diesem Gespräch nicht mehr als das grobschlächlige Ergebnis einer heimlichen Liebesnacht zwischen Klingone und Targ gewesen.

Möglicherweise eine Fehleinschätzung:

Schließlich beendete auch Koval sein Mahl, nahm die leeren Schüsseln und trug sie zum Replikator zurück, um sie aufzulösen. Bevor er den Befehl eingeben konnte, hörte er, wie ein Sessel umkippte. Über seine Schulter hinweg sah Koval, dass Grook kerzengerade dastand, die Schnauze zuckend noch oben gerichtet.

„Was ist?“, fragte Koval, doch der Anticaner antwortete nicht. Stattdessen näherte er sich dem Haupteingang – den Hintereingang hatte Koval sofort verbarrikadiert, nachdem Tarha ihn damals überrascht hatte – und schnüffelte weiter. Grooks Verhalten beunruhigte Koval zunehmend und er trat ebenfalls an die einzige verbliebene Zugangsmöglichkeit zur Pumpstation heran. Er wurde aber sofort von den Beinen geholt und einige Meter zurückgeschleudert, als die Druckwelle ihn erfasste, der Donner einer

Explosion am Gemäuer widerhallte und vom oberen Ende der Treppe das Licht haushoher Flammen herab schien. Nur eine Armlänge von sich entfernt rappelte sich auch Groom hoch. „War das die EjDo?“, fragte Koval unnötigerweise. Was sonst stand dort oben und konnte in einem riesigen Feuerball aufgehen? Als Groom ihm nicht antwortete und der Anticaner stattdessen zu jenem Bereich der Pumpstation eilte, der als Lagerstätte diente, fragte Koval: „Ein Unfall?“

Groom stieß einige Kisten um und wühlte in den Vorräten, bis er fand, was er gesucht hatte: ein Phaser-Gewehr. Der Anticaner lud eine neue Energiezelle und machte die Waffe einsatzbereit. Erst dann würdigte er Koval wieder eines Blickes und sagte: „Kein Unfall.“ Dann warf er Koval das geladene Gewehr zu und holte für sich selbst ein weiteres aus dem Vorratsstapel. Seite an Seite stellten sie sich ein paar Meter vom Eingang entfernt auf und warteten.

Es dauerte eine Weile, bis der Feind seine Anwesenheit verriet. Zuerst waren da die unförmigen Schatten, die vom flackernden Licht des Feuers an die Wände der Pumpstation geworfen wurden. Und als Koval das sich wiederholende, klatschende Geräusch von Schritten vernahm, erkannte er mit Entsetzen, mit wem sie es zu tun hatten. „Bei den Göttern!“, flüsterte er zu sich selbst. „Sie haben mich gefunden. Ich weiß nicht wie, aber sie haben mich gefunden.“

„Wen meinen Sie?“, fragte Groom genauso leise flüsternd.

„Die dewanischen Rebellen!“

Die Worte waren kaum verhallt, da sprang auch schon das erste komisch aussehende Wesen in einem weiten Satz direkt von der Treppe ins Innere der Pumpstation. Eine schleimige, glitschige Mischung aus Humanoid und Frosch. Zwei Meter groß, wobei zwei Drittel der Größe allein die langen, spindeldürren Beinen mit Schwimmflossen an den Enden ausmachte. Die Arme des Wesens wirkten genauso dünn, konnten aber problemlos einen romulanischen Disruptor älterer Bauart halten, dessen glühende Spitze auf Groom und Koval zielte. Doch der Schuss löste sich nicht, denn Groom war schneller. Ein rotglühender Phaser-Impuls traf den Dewaner mitten auf der Brust seines eiförmigen Rumpfes, worauf dieser regelrecht zerplatzte. Und genauso ging es auch den nächsten beiden Dewanern, von denen auch Koval einen ausschalten konnte. Doch deren Opfer hatte zumindest erreicht, dass ein ganzes Dutzend Rebellen in Kovals unterirdisches Versteck eindringen konnte. Das waren zu

viele, selbst für Grook, der Koval hinter eine der stillstehenden Deuteriumpumpen in Deckung schob.

„Wir müsse durch den Hintereingang“, entschied er und schob Koval zur nächsten Pumpe und hörte gar nicht den Einwand des Romulaners, dass der zweite Zugang nicht mehr offen stand. Während sie weiter nach hinten liefen und vor den Disruptorschüssen flüchteten, passierten sie eine alte Kontrollstation. Ohne zu zögern legte Grook im Vorbeilaufen sämtliche Hebel um. Ohrenbetäubender Lärm breitete sich aus, als alle Pumpen gleichzeitig ansprangen, was die Dewaner offenbar irritierte. Zumindest hörte der Beschuss kurz auf, was Grook dazu nutzte, selbst ein paar Schüsse abzugeben. Die Geräusche, die die alten Pumpen von sich gaben, waren erschreckend. Ungeölt und ungewartet seit 100 Jahren rieb Metall gegen Metall und es kam, wie es kommen musste: Die Pumpen zerfielen in ihre Einzelteile während sie liefen. Kolben, Zahnräder, Ventile, Schläuche. Alle möglichen Bestandteile lösten sich und flogen in alle Richtungen davon wie Granatsplitter. Die Situation war für die Dewaner genauso gefährlich wie für Grook und Koval und der Romulaner fragte sich, ob sein Gefährte sich das auch genau überlegt, oder rein aus Instinkt gehandelt hatte.

Wie auch immer, das Glück war ihnen hold und sie erreichten den Hintereingang – in diesem Fall den Hinterausgang – gerade, als auf der abgelegenen Seite der Pumpstation die erste Deuteriumpumpe in die Luft flog.

„Was war denn das?“

„Das Deuterium hat sich entzündet“, rief Grook über den Lärm einer weiteren Explosion hinweg. „Die Zuleitungen müssen Leck geschlagen sein. Wenn diese Verrückten nicht aufhören herumzuballern ...“ Die nächste Explosion – diesmal deutlich näher – machte Grooks weitere Worte unverständlich und das Entkommen aus der Pumpstation noch dringender.

Koval feuerte aus kurzer Distanz auf die Duraniumplatte, die den Hinterausgang versperrte, wich aber sofort vor der abgestrahlten Hitze zurück. Grooks Pranke legte sich auf Kovals Schulter, zog ihn zur Seite und drückte ihm auch sein Gewehr in die Hand. Dann sprang Grook hoch in die Luft und Koval staunte über dessen Athletik. Der Anticaner bekam den obersten Querbalken des hintersten Pumpturms zu fassen und zog sich daran hoch. Dann klemmte er seinen Körper zwischen die Pumpe und die Decke des Gewölbes und übte Druck aus, bis sich der Turm neigte und die rostigen

Haltebolzen im Boden unter der Belastung ächzten. Koval verstand nun was, der Anticaner plante.

Einer der vier Bolzen brach, dann der nächste.

Kommen Sie Groom, feuerte Koval den Anticaner in Gedanken an. *Nur noch ein kleines Stück!*

Während Groom seine Arme gegen das Gewölbe drückte, schaukelten seine stämmigen Beine den Pumpturm hin und her, bis sich der dritte Bolzen krachend auflöste und die herumfliegenden Überreste Kovals Kopf nur haarscharf verfehlten.

Gleich haben wir es, dachte Koval. Er sah zur Duraniumplatte, dann zur Pumpe, die sie durchschlagen sollte und schließlich hinauf zu Groom, der all seine Kraft einsetzte, um den Turm aus der Verankerung zu stoßen.

Und dann geschah es: Ein Disruptorschuss traf Groom in den Rücken. Er brach sofort leblos zusammen, rutschte über die Kante des Turms und knallte kopfüber nur einen Meter vor Koval auf dem harten Boden. Der Romulaner bedauerte den Mann, der sich so für sein Überleben eingesetzt hatte. Aber es hatte sich gelohnt, denn kaum war Groom aufgeschlagen, zerbrach der letzte Bolzen und der Turm fiel wie ein frischgefällter Baum, krachte auf die Duraniumplatte und drückte sie schräg durch den Tunnel, der auf der anderen Seite der Insel ins Freie führte und hoffentlich zu einem dewanischen Raumschiff, das Koval kapern konnte. Er wusste nicht, ob er damit Erfolg haben würde, aber um Grooms Opfer zu ehren, wollte er es zumindest versuchen.

Koval kletterte über die nun stillstehende Pumpe und quetschte sich durch den Spalt, der zwischen Duraniumplatte und Mauer entstanden war. Mit Armen und Beinen zog und schob er sich weiter hinein, aber schließlich konnte er es nicht mehr leugnen: Der Spalt war zu klein, er würde nicht durch passen. Und außerdem glaubte er vom Tunnel aus die typischen klatschenden Schritte von näherkommenden Dewanern zu hören.

Das Spiel war aus, er hatte verloren. Er konnte nur mutmaßen, wann er den entscheidenden Fehler begangen hatte, der zu seinem Untergang geführt hatte. War er beim Anzapfen der dewanischen Kommunikationssatelliten zu sorglos gewesen? Oder hatten die Zulanga oder die EjDo Aufmerksamkeit erregt? Eigentlich ausgeschlossen. Die einzige brauchbare Schlussfolgerung lautete, dass er verraten worden war. Und sollte es wirklich so gewesen sein,

dann umarmte er den Tod, denn nichts traf einen Romulaner so sehr in die Seele, wie die Vorstellung, ein Opfer von Verrat geworden zu sein und mit einer beschädigten Seele lohnte es sich nicht mehr weiterzuleben.

Von beiden Seiten des Spalts näherten sich Dewaner und Koval hörte klickende Geräusche, als Disruptoren eingestellt und angelegt wurden.

Ich bin bereit.

Als das Feuer den im Spalt feststeckenden Koval Sekunden später umhüllte, wusste er nicht, ob ein Disruptorschuss sein Leben beendete oder ob es die Rebellen geschafft hatten, mit ihrer Rücksichtslosigkeit die ganze Insel in die Luft zu jagen. Er hoffte auf Letzteres, denn dann würde er zusammen mit seinen Feinden sterben. Größere Erwartungen konnte er an den Tod nicht stellen.

Tuvok beobachtete, wie Shinzon den Kanal schloss und das Gesicht des dewanischen Rebellenführers vom Bildschirm verschwand. Der Dewaner hatte gerade bestätigt, dass Koval tot war und sich bei Shinzon für die Bekanntgabe von dessen Versteck bedankt. Tuvoks Enttäuschung saß tiefer als die Stichwunde und er wünschte sich, er könne sofort sterben. Doch zu seinem Bedauern fügte sich sein Körper nicht seinem Willen und so folgte ein Atemzug auf den nächsten.

Warum muss mein Leiden nur andauern?, bemitleidete er sich selbst auf völlig unvulkanische Art. Er tat nichts mehr, um sein Leben zu verlängern, drückte seine Hände nicht auf die Ein- und Austrittswunden und wartete einfach. Er beobachtete noch, wie sich Shinzon an die romulanische Frau wandte, sie auf die Beine zog, worauf sie ihm eine Ohrfeige versetzte.

„Romulanerin!“, presste Shinzon zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor, als sei es eine Beleidigung. „Ist das der Dank für Ihre Befreiung?“

„Befreiung?“, wiederholte sie ungläubig. „Ich weiß nicht, was Sie von mir wollen, aber ich arbeite nur auf Anweisung des legitimierten Praetors des romulanischen Senats.“

Nun lächelte Shinzon: „Und nichts anderes werden Sie bald wieder tun. Ich will Sie nur aus den ... Unannehmlichkeiten raushalten, die ein Machtwechsel so mit sich bringt.“ Dann sah er zu Varkuruk und befahl ihm: „Bring‘ Sie fort.“

Der Remaner reichte Shinzon eine silberne Metallscheibe – einen Thalaron-Kollektor, der wie jener aussah, den Tuvok auf der Gazor-Station gesehen hatte. Dann packte er die Romulanerin am Oberarm und zerrte sie aus dem Labor.

Shinzon sah sich die tödliche Waffe genau an und ließ seinen Blick dann durch den Raum schweifen, wo er – seinem Lächeln nach zu urteilen – die Teile sah, die die Romulanerin zum Bau weiterer Thalaron-Waffen benötigen würde.

Dann fiel sein Blick auf Tuvok und erstaunt stellte er fest: „Sie leben ja noch!“

Tuvok verzichtete auf eine Antwort. Er war sicher, nicht mehr als ein Röcheln zustande zu bringen.

Shinzon kniete sich neben Tuvok und hielt ihm den Kollektor vor die Nase: „Wissen Sie, was das ist? Macht! Und das Instrument meiner Rache. Koval wurde von meiner Rache schon eingeholt, das romulanische Sternenimperium wird sie noch ereilen. Sie, Tuvok ...“ Shinzon drückte gegen die Wunde, worauf ein Schwall Blut herausschoss und Tuvok ächzen ließ. „Sie müssen auch nicht mehr lange warten und bevor sie mir wegdämmern, sollen Sie noch wissen, dass nicht nur Sie, sondern die ganze Sternenflotte meine Rache spüren wird. Admiral Janeway. Admiral Ross ... Jean-Luc Picard.“ Ein ersticktes Lachen entkam Shinzons Kehle. „Jean-Luc Picard. Wenn es nach Janeway geht, begehe ich an ihm schon meinen dritten Vatermord. Aber sie irrt sich.“

Dann richtete sich Shinzon auf und sein Schatten fiel auf Tuvoks Augen. Er konnte nichts mehr sehen, nur noch Shinzons Worte hören: „Ich bin nicht der Sohn dreier Väter. Ich bin Shinzon von Remus. Geboren aus Nacht und Finsternis.“

Geboren aus Nacht und Finsternis, wiederholte Tuvok gedanklich. Er wollte nicht mehr denken, aber Shinzons Worten weckten Erinnerungen an eine alte Erdenmythologie. *Das Kind von Nyx, Göttin der Nacht, und von Erebus, Gott der Finsternis.*

Und das machte aus Shinzon der alten Legende nach den Gott der Rache. Den Gott des gerechten Zorns. Und Tuvoks allerletzter Gedanke vor dem Tod bestand aus dem Namen dieses Gottes.

Nemesis.